E. Geibel und das Griechentum.

Von

Prof. Dr. **M. Nietzki**,
Direktor.



Beilage

zum

Jahresbericht des König-Wilhelms-Gymnasiums
zu Stettin.

Ostern 1914.



Stettin 1914.
Druck von R. Graßmann.

1914. Progr.-Nr. 219.

Am 6. April 1914 ist gerade ein Menschenalter vergangen, seitdem — in der Frühe des Palmsonntags — Geibels Dichtermund sich für immer geschlossen hat; mit dem Ende des Jahres erlischt für seine Werke die Schutzfrist der Erben, die pietätvoll seinen Nachlaß gehütet und durch zwei wertvolle neue Gaben*) seine Verehrer erfreut haben; der Druck seiner Werke wird frei, in billigen Gesamtausgaben werden sie erscheinen; der Dichter wird eine Auferstehung feiern, mit erneutem Interesse gelesen, studiert, beurteilt werden; wenn dann im nächsten Jahre, am 18. Oktober 1915, sein hundertster Geburtstag erscheint, wird sich zeigen, wie tief Wertschätzung und Verständnis für seine Werke, Verehrung und Liebe für seine Dichterpersönlichkeit ins deutsche Volk gedrungen sind.

Doch bedarf es einer solchen durch äußere Gründe veranlaßten Auferweckung? Ist Geibels Lebenswerk nicht immer lebendig und wirksam geblieben? — Nur von einem kleineren Teile seiner Dichtungen kann man das behaupten. Wohl wird alljährlich, wenn der Lenz ins Land zieht, in allen deutschen Gauen von der Memel bis zum Bodensee und sonst, wo Deutsche wohnen, kein Lied häufiger und freudiger gesungen als sein köstliches Wanderlied „Der Mai ist gekommen", und auch bei nationalen Gedenkfeiern nehmen seine patriotischen Dichtungen eine der ersten Stellen ein; doch ist der größere Teil gerade seiner reifsten Dichtungen noch recht wenig, jedenfalls noch lange nicht genug bekannt.

In Geibels letzten Lebensjahren begann, von Frankreich ausgehend, der Naturalismus auch in Deutschland seinen Einfluß und bald seine Herrschaft über alle Zweige der Literatur auszudehnen; eine Umwertung aller Werte, ein Tasten, Suchen, Ringen nach neuen Zielen, neuen Stoffen und Formen machte auch in der Lyrik sich geltend.

Doch neben wenigen gesunden, hoffnungsvollen Anläufen, wieviel platte Prosa und stammelndes Unvermögen, welch cynische Weltanschauung, welch krankhafte Unnatur, die in unabgeklärten „verzwickten Seelen- und Nervenzuständen" schwelgte, mit unerträglichen Künstleleien sich abquälte! Große Worte kleine Taten, viel Qualm und wenig Feuer. Kopfschüttelnd fragte man sich, ob der Jungbrunnen des deutschen Volksliedes, ob Goethe diesen Lyrikern nichts sei und gedachte an des Altmeisters Worte:

---

*) Gedichte v. E. Geibel; aus dem Nachlaß. E. Geibels Jugendbriefe 1909

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.“

Man darf wohl sagen, unser Volk hat diese ganz und gar nicht volkstümliche Lyrik abgelehnt; schon jetzt sind die meisten jener Stürmer und Dränger samt ihren Werken so gut wie vergessen; selbst die Gedichte der führenden Geister, Arno Holz, v. Liliencron, Dehmel, erwiesen sich als recht schwer verkäuflich und sind nicht tief ins Volk gedrungen; der Jugend konnte man sie ohne Auswahl nicht in die Hand geben, und die Alten mochten sie nicht lesen. — Immerhin war der Zeitgeschmack Geibels Werken, die gerade bei Beginn des Naturalismus zum ersten Male gesammelt erschienen (1883 ff), so ungünstig wie möglich.

So hat der Dichter zwar noch in seinem Todesjahr die Freude erlebt, die erste Sammlung seiner Lieder in 100. Auflage*) erscheinen zu sehen (sie hat es inzwischen trotz aller Schwankungen des Geschmacks zur 132. gebracht); dagegen sind seine „Gesammelten Werke“ im gleichen Verlage nur viermal aufgelegt worden; so beliebt und vielgesungen jene Jugendgedichte sind, so wenig verbreitet und bekannt ist das Hauptwerk seines Lebens geblieben. Kein Wunder also, daß sich auf Grund jener Jugendlieder einseitige, ungerechte, ja völlig verkehrte Urteile gebildet und festgesetzt haben, gegen die der mächtig fortschreitende, nach höchster Vollendung ringende Dichter selbst schon anzukämpfen bemüht war. Wie Goethe über seine rückständigen Kritiker spottete:

„Sie zerren an der Schlangenhaut,
Die jüngst ich abgelegt“, —

bekennt auch Geibel scherzend:

„Mit unsrer Tageskritik verdarb ich's leider,
Daß ich sie nie um ihre Weisheit frug;
Sie klopft noch stets die abgelegten Kleider,
Die ich vor fünfzehn Jahren trug. (Ges. Werke III. 68.)

Denn wohl durfte er später rühmen**):

„Mit heiligem Ernst rang ich zum Gipfel der Kunst“ —

und von seinen Lesern verlangen†):

„Seid mir endlich unbefangne Richter
Und, wägt ihr mich, so wägt den ganzen Dichter.“

Vielleicht kommt dieser Wunsch jetzt bald seiner Erfüllung näher, sicher

---

*) Komponiert sind seine Lieder, von denen viele kaum der Musik zu bedürfen scheinen, nach einer Berechnung des Jahres 1912 3679 mal, nach denen Heines am häufigsten.

**) Distichen aus dem Wintertagebuch. Ges. Werke. IV. 171.

†) Spätherbstblätter. IV. 87.

wird manch törichtes Gerede der Unwissenheit über Geibel verstummen, wenn man bei Lektüre seiner Gesamtwerke erkennt, welchen köstlichen, z. T. noch ungehobenen Schatz echter Weisheit und Schönheit dieser reiche, tiefe, männliche Dichtergeist seinem Volke hinterlassen hat.

Fast alle großen, zeitbewegenden Fragen in Religion*), Politik, Kunst und Leben werden in seinen Dichtungen vom hohen Standpunkte eines reifen Geistes behandelt, viele der Lösung näher geführt.

Tief religiös, ja positiv gläubig, doch aufgeklärt und tolerant, ein Kenner und Freund des klassischen Altertums wie kein Dichter seit Goethe, dabei doch ganz der Sohn und Sänger seiner Zeit, der großen Werdezeit des neuen Deutschen Reichs, dessen nahende Herrlichkeit er als Seher vorausverkündet**), durfte Geibel von sich sagen:

„Drei sind einer in mir, der Hellene, der Christ und der Deutsche,
Ach und die Kämpfe der Zeit kämpf' ich im eigenen Gemüt,
Könnt ich in jedem Gefühl sie versöhnen, in jedem Gedanken,
Bildung, Glauben, Natur, wär' ich ein seliger Mensch." (V. 45.)

Über Geibel als religiösen und patriotischen Dichter — den deutschen Reichsherold — ist bereits viel Treffendes gesagt worden†), über sein Verhältnis zum Griechentum fehlt es bisher an jeder Untersuchung; drum sei mir der Versuch gestattet, diese Lücke auszufüllen, die eine verständnisvolle Würdigung des Dichters in hohem Maße erschwert; hat doch der Einfluß der Antike von früher Jugend an in immer steigendem Maße auf Geibels ganzes Geistesleben sich geltend gemacht, seinen Werken eine Fülle tieferen Gehalts zugeführt und den Stempel der Klassizität aufgedrückt.

Wie schwer es vielen Dichtern geworden ist, selbst Goethe und Schiller nicht ausgenommen, die griechische Literatur und Geisteswelt sich zu erschließen, ist bekannt; jüngst wurde man in einer Säkularstudie von E. Stemplinger über „Hebbels Verhältnis zur Antike"††) nicht ohne Rührung daran erinnert, welche mühseligen Anstrengungen der dithmarsche Dichter gemacht hat, um als Autodidakt diese Lücke seiner Volksschul-

*) Gar manches gerade für unsere Zeit überaus beherzigenswerte, versöhnende Wort über religiöse Dinge findet man bei Geibel, besonders auch in den Gedichten aus dem Nachlaß S. 259—66; die wichtigsten Stellen in meiner Auswahl aus Geibels Gedichten. Cotta. 3. Aufl. S. 158—62.

**) „Kein Poet, nein, ein Prophet", nach einem Worte des späteren Kaisers Friedrich III.

†) So von Rudolf Kögel, E. Herford u. a.; vgl. die Literaturangaben des um die Geibelforschung hochverdienten M. Trippenbach in Leimbach-Trippenbachs Geibelbiographie S. 337.

††) Humanistisches Gymnasium 1913. S. 81 ff.

bildung auszufüllen, wie er mit 22 Jahren von einem älteren Schüler im Griechischen und Lateinischen sich unterrichten ließ; von Gerhart Hauptmann wissen wir, daß er, der über die Unterquarta einer Realschule nicht hinausgekommen ist*), diesem Mangel an klassischer Bildung durch Privatstudien und eine Reise nach Griechenland im Frühling 1907 abzuhelfen versucht hat, freilich wie sein Buch über diese Reise „Griechischer Frühling" zeigt, nicht ohne — bei aller Kraft der Intuition — manchem wunderlichen Irrtum zu verfallen**).

Leichter als diesen und anderen Dichtern, auch als Goethe und Schiller erschloß sich Geibel der Zugang zum Tempel der Antike, da er nicht durch private Studien, sondern durch gründlichen Unterricht auf einem humanistischen Gymnasium Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur gewonnen hat.

Als Lübecker Kind hat Emanuel das altberühmte Katharineum seiner Vaterstadt 11 Jahre lang besucht (Ost. 1824—35) und es schließlich als primus omnium verlassen; bis Ostern 1831 leitete die Anstalt der alte Göring, den der Dichter später in den Schulgeschichten (Ges. W. III. 225) mit vielem Humor, doch durchaus pietätvoll geschildert hat. Unter seinem Nachfolger Friedrich Jacob, der Michaelis 1831 die Leitung übernahm, als Emanuel eben in die 2. Ordnung der Sekunda versetzt war, erlebte dann das Gymnasium nach Geibels eigenen Worten †) „eine köstliche Blütezeit, welche in den 30ger und 40ger Jahren durch eine fast ideale Vereinigung wissenschaftlich bedeutender und human anregender Lehrkräfte ins Leben gerufen wurde";... „Das Gedächtnis an das reiche, geistig bewegte Leben jener Tage ist ihm allezeit teuer geblieben."

Die Biographie Fr. Jacobs von Classen (Jena 1855), für jeden Pädagogen von hohem Wert und Interesse, schildert uns Direktor Jacob als einen Schulmann, der eine staunenswerte Gelehrsamkeit mit einem Herzen voll inniger Liebe für die Jugend und seinen Beruf als Jugend-

---

*) Paul Schlenther, Gerhart Hauptmann 1912. S. 7—11.

**) Die griechische Landschaft hat G. Hauptmann, der in der „Versunkenen Glocke" in so wundervoller Weise die Gebirgswelt seiner schlesischen Heimat lebendig werden läßt, mit hellen, klaren Dichteraugen geschaut, für rechtes Verständnis des griechischen Altertums fehlten aber zu sehr die Vorbedingungen. Dennoch hat sich Hauptmann, wie sein Biograph Schlenther (S. 269) rühmt, „vom Antaioskusse der griechischen Urerde Lebensmut, Lebenslust, Lebenskraft geholt". — Sein beständiger Begleiter ist Homer, seine Lieblingsgestalt — der Sauhirt Eumaios, bei dem auch sein jüngstes Drama „Der Bogen des Odysseus" spielt. — Vgl. auch K. Österreich, G. Hauptmann und die Griechen; Zeitschrift „Eckart" V. 725 ff.

†) Brief an Oberlehrer Reuter in Altona; bei Litzmann, E. Geibel S. 4.

erzieher verband und seiner Zeit vorauseilend, damals schon viele berechtigten Wünsche heutiger Schulreformer durchzuführen bestrebt war, auch den Gedanken einer Gesamtorganisation der deutschen Philologen, ja einer Einigung des ganzen deutschen Geisteslebens unter ihrer Leitung zu verwirklichen suchte*). Für seine wissenschaftliche Bedeutung spricht seine innige Freundschaft mit Lachmann, als dessen Nachfolger er an das Fridericianum in Königsberg i. Pr. (1818) berufen wurde, sowie auch mit Lobeck, Herbart, Bessel, Drumann, die alle damals der Königsberger Universität Glanz verliehen und trotz angestrengter Berufsarbeit freundschaftlich und herzlich miteinander verkehrten; Lehrs und Simson, der spätere Reichsgerichtspräsident, waren in Königsberg, E. Geibel, Ernst und Georg Curtius, Wilhelm Wattenbach u. a. in Lübeck Jacobs dankbare Schüler**). Ernst Curtius rühmt in einem Briefe (vom 31. 10. 1831) Jacobs „Geist" und „ausgezeichnete Gelehrsamkeit" und bekennt, daß „durch diesen Mann sein ganzes Leben eine andere Richtung gewonnen habe".

Auch dichterische Gaben besaß Direktor Jacob; in drei Büchern Elegien hat er nach Ovids Vorgang seinen Lebenslauf geschildert und vielleicht dadurch seinen großen Schüler zu gleichem Tun in den köstlichen „Elegien" angeregt, die freilich des alten Lehrers Vorbild weit hinter sich lassen.

Geibel hat selbst bekannt†), daß er Direktor Jacob und Professor Classen, seinem Lieblingslehrer und väterlichen Freunde, besonders viel zu danken hatte, wie umgekehrt Classen versicherte, daß Emanuel seinen Lehrern „ein sehr lieber und anziehender Schüler wegen der Lebendigkeit seiner Teilnahme und seines vorherrschend regelmäßigen Fleißes gewesen sei. Die griechischen Dichter hätten ihn vorzugsweise angezogen."

Seine Lieblingsfächer waren Deutsch und Latein, oft auch das Griechische. Im deutschen Stil arbeitete er mit Liebe und Geist und hat darin alle übertroffen; er hatte einen sehr empfänglichen Sinn für alles ästhetisch Ansprechende, die Energie seiner Einbildungskraft und die Leichtigkeit seines Versbaus setzte gelegentlich die ganze Klasse in Verwunderung. (Chronik von Direktor Schubring im Lübecker Progr. von 1885.)

---

*) Beilage zum Jahresbericht des Katharineums von R. Stock. 1913.

**) Vgl. Prof. Dr. Friedrich Krüger, Theodor Storm in Lübeck. Zeitschr. des Vereins für Lübeckische Geschichte. XIII. Heft 2. S. 366 f.; er schildert Jacob und Classen und nennt Geibel einen „guten Schüler", während Th. Storm nur ein mäßiger gewesen sei.

†) K. Th. Gaedertz, Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten. Berlin 1886. S. 17.

Nach den Jahresberichten des Lübecker Katharineums*) aus jener Zeit waren damals in Prima und Sekunda, genau wie heute, bei 2jährigem Kursus je 6 Wochenstunden für das Griechische angesetzt, in der 3. und 4. Klasse bei meist einjährigem Kursus je 4 griechische Stunden, eine bei tüchtigem Lehrbetrieb hinreichende Zahl; doch wurden wohl weniger Klassiker gelesen als heute, da viel Zeit auf Metrik, Grammatik und schriftliche Übersetzungen ins Griechische verwendet wurde.

In Sekunda wurde Emanuel durch den feinsinnigen Professor Ackermann in die Geschichte des Altertums und das Studium Homers eingeführt, der ihm zeitlebens vor allen Dichtern teuer geblieben ist.

Ostern 1833 trat Prof. Classen in das Lehrerkollegium ein, der in Prima den Unterricht im Griechischen und Deutschen übernahm und durch seine jugendliche Frische auf alle seine Schüler begeisternd wirkte, wie Litzmann, Geibels Freund und Mitschüler, berichtet**); bei ihm wurden Thukydides, Demosthenes und die griechischen Tragiker gelesen; während des Winters versammelte Direktor Jacob einen kleinen Kreis von Primanern (darunter Geibel) einmal in der Woche zu einem griechischen Abend bei sich und las mit ihnen u. a. Theokrits Idyllen. Geibels dichterische Begabung war seinen Lehrern und besonders dem Direktor keineswegs unbekannt geblieben; soll dieser doch einmal zu einem seiner Mitschüler von ihm als Primaner gesagt haben, „Geibel besitze eine Herrschaft über Sprache und Versbau, wie sie bei keinem anderen Dichter, selbst bei Goethe sich nicht finde“†). Schon in der Sekunda handhabte er das Versmaß Homers mit solcher Leichtigkeit, daß er bisweilen den geographischen Vortrag in Hexametern nachschrieb und Stellen daraus seinen Mitschülern zum allgemeinen Ergötzen vorlas††).

Unter den zahlreichen begabten Schülern, die damals im Katharineum in Lübeck ihre Bildung und die ideale Richtung ihres Strebens erhielten, war für Geibels Förderung von größter Bedeutung der ein Jahr ältere Ernst Curtius†††), der spätere berühmte Historiker und Topograph, Verfasser der bekannten griechischen Geschichte und Leiter der Ausgra-

---

*) Vom gegenwärtigen Direktor Prof. Dr. Christian Reuter und Prof. Dr. Friedrich Krüger nebst anderen wertvollen Nachweisen in dankenswertester Weise mir zur Verfügung gestellt.

**) Litzmann, E. Geibel S. 10.

†) Litzmann S. 25.

††) Litzmann S. 23.

†††) Erinnerungen an E. Geibel von E. Curtius; Altertum und Gegenwart. III. 183—215.

bungen in Olympia. Als Söhne von Freunden und Nachbarkinder teilten beide schon als Knaben ihre fröhlichen Jugendspiele, bei denen der kräftige und unternehmende Emanuel als „der geborene Räuberhauptmann“ oft im Schwartauer Gehölz seine sonore Stimme erschallen ließ; Liebe zur Poesie und zum Altertum verband sie als Jünglinge; beide gehörten einem Schülerverein an, in dem Vorträge gehalten und tapfer disputiert wurde.

Zu Ostern 1835 bezog Emanuel die Universität Bonn, wie zwei Jahre vor ihm Curtius, um nach dem Wunsch seines Vaters, der Prediger der reformierten Gemeinde in Lübeck war, Theologie zu studieren; schon zu Anfang des Winters aber wandte er sich aus Neigung ganz dem Studium der klassischen Philologie zu; er hörte römische Literaturgeschichte und Mythologie bei Welcker, Sophokles' Aias, Äschylus' Choephoren und römische Lyriker bei Klausen und gewann durch Empfehlung seines Lübecker Lehrers Classen nähere Beziehungen zu den Professoren; er schreibt von Bonn an seine Mutter*): „In beiden (Vorlesungen) entwickelt sich ein ungewöhnlicher Reichtum von mir neuen Ideen; das Altertum tritt in seiner ganzen Größe und Schönheit immer näher und deutlicher an mich heran.“

Schon fesseln ihn auch Äschylus' Tragödien durch die Großartigkeit des Stoffs und die erhabene Einfachheit der Behandlung von Tage zu Tage mehr; ihr Studium gibt seinem ästhetischen Gefühle eine ganz andere Richtung; der größte Teil der modernen Poesie wird ihm dadurch ungenießbar, ja kommt ihm z. T. jämmerlich und geschmacklos vor**), namentlich Heine und seine Nachfolger werden ihm durch Äschylus völlig verleidet†).

Schon nach zwei Semestern (Ostern 1836) ging Geibel von Bonn nach Berlin, wo er, von Ernst Curtius empfangen und wohlberaten, seine Studien fast ganz auf klassische Philologie beschränkte; trotz seiner Jugend lernte er bereits alle literarischen Größen der Residenz kennen und war ein gern gesehener Gast im Hause Bettinas von Arnim. Von Vorlesungen hörte er griechische Altertümer und Metrik bei Böckh, Einleitung in die griechische Komödie und Aristophanes bei Joh. Gustav Droysen, Mythologie mit Berücksichtigung der Denkmäler bei Schöll, Properz bei

---

*) Geibels Jugendbriefe, herausgegeben von seinem Schwiegersohn, Senator E. F. Fehling 1909. S. 17.

**) Jugendbriefe; 12. 12. 1835; S. 46.

†) 18. 2. 1836; S. 53.

Lachmann; Gruppe verdankte er genauere Kenntnis von Tibull, Properz, Ovid, während ihn Franz Kugler mit Hilfe der Schätze des Kgl. Museums in die Archäologie einführte*). — Manche dieser Vorlesungen zogen den jungen Dichter wenig an: Böckhs Vortrag war ihm langweilig, Lachmanns ausschließlich textkritische Behandlung des Properz stieß ihn ab**); lebhaft angeregt wurde er durch Droysens geistvolle Erklärung des Aristophanes zum Studium der altgriechischen Komödie, während er, wie in Bonn den Äschylus, so jetzt in Berlin Sophokles' Tragödien mit besonderer Vorliebe studierte; hierbei war ihm, wie beim Lesen der Griechen überhaupt, der Umgang mit Ernst Curtius von großen Werte†).

In Geibels Aufzeichnungen aus jener Zeit finden sich die bedeutsamen Worte: „Da die Kollegia mir verhältnismäßig wenig geben, (habe ich) die poetische Literatur der Griechen selbständig durchgearbeitet, was für mein Leben der beste Gewinn aus meiner ganzen Studienzeit geblieben ist"††).

Da plötzlich wurde sein Freund und Studiengenosse Ernst Curtius — im November 1836 — wie durch Zauber nach Griechenland entrückt; ihm war unerwartet die Stelle eines Erziehers bei den Söhnen des nach Athen berufenen Professors Brandis angeboten worden, der dem jungen König Otto wissenschaftliche Vorträge halten sollte. „Alles war auf einmal", wie Curtius erzählt, „von den Gedanken an Athen elektrisiert, das wie aus fernem Märchenduft urplötzlich uns so nahe, so erreichbar entgegentrat"; „Geibel schwärmte am meisten für Griechenland" und rief dem

---

*) Gaedertz, E. Geibel-Denkwürdigkeiten. S. 47; Jugendbriefe S. 58.

**) Darauf bezieht sich eins der „Jugendlieder" (Nr. 7; Ges. W. IV. 178):

Bei dem feurigsten der Dichter
Nichts als öde Textkritik,
Nirgends in die Flammenlichter
Seiner Seel' auch nur ein Blick!
Notenkram zu jeder Zeile,
Konjekturen hin und her! —
Diesen Kelch der Langenweile
Trink' ein andrer willig leer.
Aus dem schönen Altertume
Weht mich hier kein Odem an;
Nur die duftlos welke Blume
Im Herbar zergliedert man. —

Er beschließt, Properz künftig lieber beim Weine zu lesen als im Seminar.

†) Jugendbriefe. S. 60.

††) Litzmann. S. 36.

Scheidenden durch die stille Nachtluft noch die Worte zu: „Ernst, ich komme dir nach." Schneller als der Dichter selbst geahnt, sollte sein sehnsüchtiger Wunsch, der noch durch entzückte Briefe des Freundes gesteigert war, und jenes Versprechen in Erfüllung gehen. Durch Bettinas Vermittlung wurde Geibel als Hauslehrer der Söhne des russischen Gesandten von Katakazy für zwei Jahre nach Athen unter äußerlich glänzenden Bedingungen verpflichtet (2000 Franken neben freier Station). Mitte April 1838 trat er über München, Verona, Venedig, Triest die Reise nach Griechenland an, die für sein ganzes Leben eine ähnliche Bedeutung gewinnen sollte wie für Goethe seine italienische Reise. Schon die Seefahrt über die blaue Adria an der Phäakeninsel Korfu vorüber, welches Entzücken! Noch als Greis schwelgte der Dichter in der Erinnerung! In der siebenten seiner nach Form und Inhalt wahrhaft klassischen Elegien, einer der schönsten Früchte seiner Studien der Alten, singt er:

„Immer erquickt ihr mich noch, ihr Erinnerungsbilder der Seefahrt,
Die gen Hellas mich einst über die Adria trug — —
Blauer glänzte der Himmel herab, und leuchtender sprühte
Ihren demantenen Schaum über die Räder die Flut.
Um den beflügelten Kiel auftauchten die ersten Delphine,
Und fremdländischen Duft bracht' und verwehte der Wind." —

Er wirft spielend Orangenschalen ins Meer, ersinnt für die Schifferweise Santa Lucia deutsche Verse, nie wieder sang er so sorglos heiter und froh:

„Ging mir das Herz doch auf in sonnigster Hoffnung, und schöner
Selbst als der vollste Besitz ist die Erwartung des Glücks."

Ungeteilt war dieses Glück freilich keineswegs; zwar der Minister selbst war eine vornehme Natur, „fein, edel, voll Achtung vor der Wissenschaft", von stets gleich bleibender Freundlichkeit und Rücksichtnahme, seine Söhne jedoch, der 10 jährige Konstantin und der 8 jährige Leo, zwar wohlbegabte Schüler, doch, nicht ohne Schuld der Mutter, einer nur auf den äußern Schein bedachten Weltdame, schlecht erzogen und verderbt; „Zank, Tierquälerei und Lüge sind ihre Lust"; „schon am frühen Morgen schlagen sie sich um das kleine Marienbild, vor dem sie ihr Gebet hersagen sollen". (Brief vom 4. 9. 1838). Den ganzen Tag über ist Geibel mit Unterricht und Beaufsichtigung der Kinder*), auch zweier Mädchen, beschäftigt, erst abends gegen 9 Uhr schlägt ihm die Stunde der Befreiung; aber wie nutzte er diese Abendstunden und die freien Festtage! „Dann kamen wir täglich zusammen",

---

*) Für künftige Biographen Geibels sind vielleicht einige an sich recht unbedeutende, doch zuverlässige Angaben von Wert, die mir der russische Gesandte in Athen, Exz. Stcherbatchew, nach Urkunden des russischen Ministeriums des Auswärtigen (Département du Personnel) schriftlich gegeben hat. Der Name des Ministers ist danach Gabriel Katakazy, russisch Kamakazu; die Kinder sind Konstantin,

erzählt E. Curtius, „und ich kann versichern, daß ich den Freund niemals frischer, fröhlicher und produktiver gesehen habe. Ich habe ihm diese Zeit oft ins Gedächtnis gerufen, um ihm zu zeigen, daß auch für ihn, wie für uns andere Sterbliche, körperlich und geistig nichts heilsamer sei, als ein angestrengtes Tagwerk, dem dann ein voller Genuß freier Muße folgt. Wir durchstreiften die unerschöpflich reichen Abhänge am pentelischen Gebirge; wir saßen bei heißen Mittagsstunden in der schattigen Grotte Chelidonia, unserem auserwählten Lieblingsplatze, „vor Kephisias Nymphengrotte am umwölkten Wasserfall", und trafen uns jeden Abend, um in echt attischen Nächten unsere Gedanken und Erlebnisse auszutauschen."

Man muß selbst sich des Vorzugs erfreuen, längere Zeit in Griechenland geweilt zu haben, um ganz zu würdigen, mit welchem bewundernswerten Scharfblick der nordische Gast alle Reize der südländischen Natur, den Zauber der griechischen Landschaft, die Eigenart, Sitten und alten Gebräuche der Bewohner und alles, was damals bereits an bildender Kunst in Athen dem Auge sich darbot, erfaßt hat und mit dichterischem Schwunge zu schildern weiß. „Es war ein schöner griechischer Abend", schreibt er nach Hause, „die Luft still und durchsichtig blau, die Sonne in goldenem Glanze sich leise dem Meere zuneigend, als ich mit Ernst den Weg der langen Mauern hinauffuhr und auch bald die herrliche Akropolis mir über den Wipfeln der Ölbäume vom Abendschein verklärt entgegenleuchten sah... Am ersten Tage bestiegen wir zusammen die Akropolis. Dort oben zwischen den prächtigen Resten des Altertums, zwischen den Säulen des Parthenons und den fein ausgeführten Karyatiden des Erechtheums empfindet man wirklich einen reinen Hauch der alten griechischen Welt, und der Geist beugt sich vor diesen Riesenwerken der Kunst und der Kraft. Ich war wie berauscht, als ich dort oben stand auf den sonnenwarmen Marmorfliesen und nun durch die Zwischenräume der Säulen hinausblickte auf die Stadt unter mir, auf das Land mit seinen reizenden Berglinien, in denen die Formen dieser edlen Bauwerke vorgebildet erscheinen, und auf das hellblaue, spiegelklare Meer mit seinen Inseln. Hier erst sieht man, was Kunst sei und was Kunst vermöge, und unwillkürlich zieht der Geist eine Parallele zwischen den Werken der Architektur und der Poesie. Hier wie dort findet sich der

---

geb. d. 25. 8. 1828, Leo, geb. 8. 8. 1830, Marie, geb. 17. 5. 1827, Helene, 13. 7. 1831. Elisabeth, 9. 4. 1835; die Angaben K. Goedekes in seiner unvollendeten Geibelbiographie S. 118, die sich auf Geibels Brief vom 4. 9. 1838 stützen, stimmen damit nicht völlig überein; auch schreibt Goedeke wie Leimbach-Trippenbach unrichtig Katakazi, Geibel selbst gibt in dem genannten Briefe den Namen richtig wieder.

genialste Gesamtentwurf, das Streben aus einem großen Gedanken heraus; hier wie dort die ausdauerndste Begeisterung in der Ausführung des Werks, hier wie dort neben dem Hinstellen großartiger imponierender Massen die feinste Berechnung bis in jede Kleinigkeit hinein"*). In demselben gehaltvollen Briefe schildert der junge Poet einen Ritt auf den Pentelikon und zur Marathonischen Ebene hinab, während der langgedehnte Parnaß**) seine Gipfel in schwarze Gewitterwolken gehüllt hat und sich rote Blitze um sein finsteres Haupt flicht, „der Hymettus ruhig im heitersten Abendrot flammt und das sonnige Meer wie ein kristallener Spiegel fern heraufleuchtet"; er malt den Zauber der griechischen Sommernächte, in denen er die einst von Nymphen bevölkerten buschigen Grotten besucht, dem lieblichen Geplätscher der Kaskaden lauscht, von lorbeerbewachsenem Hügel den Mond aufgehen sieht, wobei man an Shakesspeare Sommernachtstraum erinnert wird. „O sie sind schön, diese lauen attischen Nächte, das Herz wird einem groß in ihrem gelinden Wehen, und der Seele wachsen unwillkürlich Flügel." Die Eigenart aller Jahreszeiten beobachtet er mit feinsinnigem Dichterauge. „Ja, Griechenland ist schön", schreibt er der Mutter†) in der Heimat, „namentlich jetzt, wo der Herbst in goldenem Sonnenduft Abschied nehmend über die rötlichen Berge zieht. Die brennende Sommerhitze ist vorüber, einzelne Regentage haben mit rauschenden Güssen das Land erfrischt; in den Tiefen grünt es aufs neue. Mit ewigem Farbenwechsel erquicken die Gebirge das Auge, wie ein silberner Spiegel blitzt das Meer herauf und der Himmel und die Wolken — da ist alles ein Schmelz, eine Glut, ein reizendes Farbenspiel, das alle Schattierungen durchmacht vom reinsten Lichtblau bis zum tiefsten brennendsten Purpur. Dabei weht um Mittag gewöhnlich ein leichter Wind, der die Strahlen besänftigt, von der See herüber, und wenn man um diese Zeit .... durch den Ölwald††) der alten Akademie wandelt, da legt sich wirklich eine klassische Ruhe um die Seele, und man glaubt die Stimmung zu verstehen, in welcher Sophokles seine Tragödien schrieb und Plato seinen großen Ideen nachhing."

---

*) An die Mutter. 4. 9. 1838.

**) Geibel verwechselt ihn mit dem Parnes im Norden von Athen; ähnliche Fehler besonders in den Namen, finden sich mehrfach in den Briefen, z. T. infolge der irreführenden Aussprache des Neugriechischen, wie z. B. Dinarch für Demarch (Dorfschulze) u. a. m.

†) 5. November 1838.

††) Weder an Platos gefeierter Unterrichtsstätte, der alten Akademie, noch auf dem nördlich, bezw. nordöstlich von ihr gelegenen Kolonoshügel, der Heimat des Sophokles, die dieser so schön in den berühmten Chorstrophen seiner Ödipus auf Ko-

Den Winter in Griechenland preist Geibel als die Jahreszeit, wo hier im Süden die Natur ihre lieblichsten Reize entfaltet*), im Dezember am Ilisus die Veilchen blühen und goldene Orangen reifen, schon Ende Januar die Schwalbe zurückkehrt und zwitschernd ihr Nest an den korinthischen Säulenknäufen des alten Juppitertempels baut und einen Monat später der üppigste Frühling an allen Enden unaufhaltsam hervorbricht**); schon die bloße Existenz im Freien ist da Genuß, und man braucht bloß diesen reinen Äther einzuatmen, um sich heiter und erhoben zu fühlen.

Auch in seinen Gedichten hat Geibel die eigenartige Physiognomie der griechischen Jahreszeiten†) festgehalten, so in dem „Ghasel“) (I. 112) und den Jahreszeiten in Athen (I. 109):

„Nimmer den Sommer verweil' in Athen! Glutvollen Sirocco
Atmest du dort, und der Geist senket die Flügel verzagt:
Doch wann segnend der Herbst in rötlichem Duft durch die Berge
Wandelt und am Felshang tiefer die Traube sich bräunt,
Wann der Ilisos rauscht und die neuaufgrünende Talflur
Zwischen dem Ölwald bunt mit Anemonen sich schmückt,
Welche Wonne gewährt es alsdann, mit dem Freunde der Jugend
Auf den kolonischen Höhn unter den Blumen zu ruh'n,
Oder durchs Marmorgebälk goldrostiger Säulen des Himmels
Leuchtendes Blau einsam, stillen Gemüts zu beschaun!

Mit diesem Jugendfreunde, natürlich ist Ernst Curtius gemeint, unternahm der junge Dichter am 15. August 1839 eine fünfwöchige Reise durch die griechische Inselwelt auf Lord Byrons Spuren. Ein „wahres Seelenbad“ war diese köstliche Odyssee, bei der die Freunde Natur und Volksleben mit gleichem Eifer studierten und besonders auf der Marmorinsel Paros, aus deren Schoße die griechische Götterwelt emporgestiegen, und auf Naxos, dem Traubeneiland des Dionysos,

---

lonos verherrlicht hat, ist heute von einem Ölwald eine Spur zu finden. Da Geibel aber auch in dem Briefe vom 11. Dezember 1838 von dem „immer noch schönen Ölwald der alten Akademie“ spricht, müssen wir seinen Angaben Glauben schenken, die für Kenntnis Athens vor 75 Jahren in mehr als einer Beziehung von Wert sind.

*) Beim Besuche der deutschen Schule in Athen hörten wir Knaben und Mädchen auf dem Schulhofe unter immergrünen Bäumen singen:

„Im Winter, im Winter, da ist die schönste Zeit,
Da singen und springen die Kinder weit und breit.“

**) Briefe vom 27. 1. und 26. 2. 1839.

†) Nicht minder die der Tageszeiten; vgl. I. 106, I. 112, III. 175, IV. 190 f.

in den gastlichen Klöstern der Kapuziner und Lazaristen glückliche Tage, ja Wochen verlebten.

Schöne Lieder entstanden auf dieser Reise, schönere noch in der Erinnerung an sie. Einem Briefe in die Heimat (vom 25. 9. 39) legt Geibel drei Gedichte aus seinem Tagebuche bei, die in antiker Form (dem elegischen Versmaß) wie antikem Geiste Erlebnisse jener Zeit festhalten; zwei davon, „Villa bei Melanes" und „Aperanthos auf Naxos" (mit der Schilderung eines Bacchuszuges), sind in die Gesammelten Werke übergegangen (I. 108 und 109), das dritte „Waldschlucht auf Naxos" und einige andere wie „Apia auf Naxos" mit poetischen Bildern von Land und Leuten finden wir in den Gedichten aus dem Nachlaß. (S. 118—127.)

Haben die in jenen Tagen entstandenen Gedichte den Reiz unmittelbarster Empfindung, so sind andere, die später der Erinnerung an jene unvergeßliche Jugendfahrt entsproßten und abgeklärtere Gefühle in antiker Kunstvollendung bieten, von höherem dichterischen Wert. Mit besonderer Liebe und wahrhaft griechischer Grazie schildert er Paros' schöne Hauptstadt Parikia (Paroikia):

„Niemals werd' ich dich vergessen,
Wie ich einst im Kranz dich sah
Deiner Palmen und Zypressen,
Reizendes Parichia!

Aus dem Meer auf Felsterrassen
Steigst du sanft, und dichter Wein
Hüllt die säulenreichen Gassen
Dir in grüne Schleier ein.

Brunnen rauschen, Vögel rufen,
Rosen glühn im Laubgeflecht,
Und hinauf, hinab die Stufen
Wallt ein göttergleich Geschlecht:

Blonde Knaben, deren Brauen
Träumerischer Ernst umwebt,
Schlanke, marmorschöne Frauen,
Deren Schritt wie Reigen schwebt.

Ob die Fabelwelt der Dichter
Längst zerronnen: hoch und rein
Spielt um diese Angesichter
Noch von ihr ein Widerschein;

Und in fremder Märchenhülle,
Wenn sie dir vorübergehn,
Glaubst du Phöbus' Lockenfülle,
Aphroditens Reiz zu sehn.

Wahrlich, aus dem Weltgetriebe
Flücht' in diese stille Bucht,
Wer die Sehnsucht, wer die Liebe,
Wer der Schönheit Urbild sucht!" (III. 177.)

„Das Mädchen von Paros" (I. 136) und „Fahr wohl"*) (I. 137) führen uns auf die Spur eines Herzenserlebnisses, das in die köstlichen Bilder des Südens eine eigene zarte Blüte hineinwebt. Die Elegie „Charmion" in den Spätherbstblättern (IV. 29), mehr als ein Menschenalter später entstanden, lüftet ein wenig den Schleier. Im Schneegestöber des nordischen Winters, am lodernden Kaminfeuer, taucht dem gealterten Dichter mit dem ewig jungen Herzen die schmerzlich süße Erinnerung an ein liebliches Mädchen von Paros auf, das dem blonden germanischen Jüngling, vom Pfeile des Liebesgottes getroffen, einst mit einem Abschiedskusse weinend in die Arme sank:

„Hältst du mich fest? Laß ab! du sollst der beglückenden Stund' einst
Heiter gedenken und nie, was du mir schenktest, bereun.
Laß, und trockne das süße Gesicht! Schon hör' ich den Bruder,
Der zum Hafen ans Schiff dringend den Säumigen ruft.
Lebe denn wohl! Lebwohl! Und sei für immer gesegnet!
Ewig jugendlich hier bleibst du ins Herz mir geprägt." —

Wer gedächte hier nicht an Goethes „Alexis und Dora"! Im gleichen elegischen Versmaß eine ähnliche Situation! Der drängende Abschied über das weite Meer hin, der das Geständnis junger Liebe entlockt! das Rufen des Bruders vom Boote her! erstes Liebesglück und bittrer Trennungsschmerz! fast scheint es, als hätte, was Goethe erdichtet, Geibel in Griechenland ähnlich erlebt; an reine Erfindung ist schwerlich zu denken.

Wenige Jahre später läßt der Dichter in einer poetischen Epistel an Ernst Curtius „Auf dem Anstand" (I. 158) die Bilder der Inselreise in heiterster Farbenpracht wieder auftauchen und vorüberziehen —, bis der Hirsch durch die Büsche bricht und sie verscheucht.**)

Und nun noch ein Lied der Erinnerung, ganz Musik und Wohllaut, das vor andern offenbart, wie „das Geheimnis der Form Geibel der Süden gelehrt":

„O wie floß mir beglückt der Tag,
Als ausrastend ich weiland
Unter deinen Zypressen lag,
Naxos, blühendes Eiland!

---

*) Auch „Schwerer Abschied" (III. 23).

**) Vgl. auch „Aus Griechenland". III. 16.

Ach, noch hatte des Lebens Joch
Wund mich nimmer gerieben;
War im Hoffen ein Knabe noch
Und ein Jüngling im Lieben.

Eins nur kannt' ich als hohe Pflicht,
All mein Sinnen und Denken
Fromm mit jeglichem Morgenlicht
In das Schöne zu senken.

Und so träumt' ich zur Meeresbucht
Täglich nieder vom Riffe,
Droben glühte die goldne Frucht,
Drunten zogen die Schiffe.

Fern um sinkende Tempel lag's
Wie vorweltliche Schauer,
Doch der Zauber des heut'gen Tags
Dämpfte jegliche Trauer.

Und im sinnenden Müßiggang
Zwischen Wogen und Winden
Reifte leise zum Frühgesang
Mein aufblühend Empfinden." — —

Wer das Glück hat, die Länder der Kunst und Schönheit, Italien und Griechenland, zu schauen, kann er Besseres tun als die Mahnung der dritten Strophe sich zum Leitstern zu nehmen?

Die Inselreise*), die wohl auch die Anregung zu den „Ritornellen von den griechischen Inseln" gegeben hat (III. 20), blieb der schönste Lichtblick der beiden Jahre in Griechenland; für gewöhnlich war aber des Dichters beste Kraft, wie erwähnt, schwerer Erzieherarbeit, seine ganze freie Zeit dagegen ernsten Studien geweiht, in denen das Altertum und besonders die griechischen Dichter weitaus den ersten Platz behaupteten. Er rühmt in den „Alten Poeten" (I. 95):

„Jetzt erst erkenn' ich euren Wert, ihr Alten,
Seit ich auf eurem heilgen Boden schreite;
Lebendig wandelt ihr mir nun zur Seite
Ein hoher Chor befreundeter Gestalten."

Er nennt in diesem Sonett von den Griechen Homer und Pindar, von den römischen Dichtern Horaz, Tibull und Juvenal.

Homer bleibt ihm der Dichter der Dichter, in der Jugend wie im Greisenalter; er reicht ihm sein Leben lang den „täglichen Krug" der Er-

*) Sie dauerte fünf Wochen und zwei Tage; Goedeke S. 181.

quickung*) (IV. 160); in der heiteren Bläue des griechischen Morgens erfreut ihn seine „anmutige Klarheit“ (I. 106), die der Morgenschöne und Heiterkeit des südlichen Himmels gleicht, und am nordischen Winterabend „bei der Lampe Geleucht“ findet ihn sein zum Ball geschmücktes Töchterchen über Homers Gesängen**). — Er glaubt, Bilder aus der Odyssee in der Landschaft Griechenlands wiederzufinden und hat eine ihrer schönsten Scenen in seiner „Nausikaa“, des großen Dichters nicht unwert, behandelt. (IV. 7.)

Homers Epen führen auch Lyrik und Drama zur Höhe empor:

„Wie dem parnassischen Fels zwei Häupter entragen, so gipfeln
Über dem Epos Homers Lyrik und Drama sich auf.“ (IV. 159.)

Von den Tragikern fesselte ihn schon in Bonn Äschylus durch „die Großartigkeit des Stoffes und die erhabene Einfachheit der Behandlung“, doch wurde er Geibel, seiner ganzen Natur nach, nie so vertraut wie Sophokles, dessen edle, schöne Menschlichkeit seiner Gemütsart innig verwandt war. Ein Denkmal dieser Studien wie seiner besonderen Verehrung für Sophokles ist das folgende wohl noch in Athen entstandene Gedicht (III. 180):

Wenn auf sonnverbrannten Matten
Die Zikade schrillt von fern,
Rast' ich in des Lorbeers Schatten
Bei den alten Dichtern gern.

Sanft, wie voller Segel Schwellen,
Trägt Homers geflügelt Wort
Mich durch Sturmgefahr und Wellen,
Volksgewühl und Schlachten fort.

---

*) Auch Goethe bekennt noch als Greis (1815), daß er „täglich den Homer als Brevier lese.“

**) Eins der seelenvollsten Gedichte Geibels, das in den Ges. Werken sich nicht findet, dankt diesem Erlebnis seine Entstehung:

„Bei der Lampe Geleucht am Schreibtisch über den Büchern
Lehn' ich; es ruht mein Blick auf den Gesängen Homers.
„Gleichwie Blätter im Wald so sind die Geschlechter der Menschen.“
Wieder las ich's, und still sinn' ich dem Alten es nach.
Siehe, da tritt mein Töchterchen ein, zum Tanze gerüstet,
Rosig das liebe Gesicht, Jugend und Glück auf der Stirn;
Über dem weißen Gewand blau flattern die seidenen Bänder,
Und im blonden Gelock ruht der Kamelie Schnee.
Und den blühenden Mund zum Abschiedskusse mir reichend
Hüpft leichtfüßig sie fort. — Träumerisch blick' ich ihr nach;
Ach, ich gedenke der Zeit, da ein Kind wie diese die Mutter
Mit dem Kamelienschmuck heiter zum Feste geeilt.
Und: „Wie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen“,
Klingt es mir wehmutsvoll durch die erinnernde Brust.“

In Olympias staub'ge Bahnen
Reißt mich P i n d a r s Siegeschor,
Und des Ä s ch y l u s Titanen
Steigen trotz'gen Blicks empor.

Doch von allen, die ich wähle,
Schwichtigt mit erhabner Ruh
Keiner mir so ganz die Seele,
Hoher S o p h o k l e s, wie du.

Von erliegender Heroen
Unverstandnem Riesenleid,
Führtest du dein Volk zum hohen
Urbild schöner Menschlichkeit.

Riefest aus dem Schoß der Nächte,
Die von Mitleid nie gewußt,
Ihren Teil der Schicksalsmächte
In die freigewordne Brust;

Daß, was aus des Herzens Falten
Rätselvoll gezeitigt sproß,
Mit der Götter hehrem Walten
Sich zum goldnen Ring beschloß.

Also zwischen starrer Sitte,
Zwischen frecher Neu'rung Wahn,
Walltest du in schöner Mitte
Hoch und heiter deine Bahn.

Klärtest mit dem Hauch der Musen
Fromm der Leidenschaften Glut,
Und ein heilig Maß im Busen
Priesest du als höchstes Gut.

Sel'ger, dem, sein Wort zu lohnen,
Das entzückte Griechenland,
Seine reichsten Lorbeerkronen
Um die Priesterschläfe wand;

Der noch heut, vom wandelbaren
Strom der Zeitflut unversehrt,
Heut nach zweimal tausend Jahren
Schönheit uns und Weisheit lehrt."

Auch für E u r i p i d e s, der von Aristophanes so bitter verspottet wird, zeigt Geibel tieferes Verständnis:

„Ob dich viele geschmäht, Euripides, neben den Besten,
Sei mir im bacchischen Kranz, mächtig Erregter, gegrüßt!
Preis' ich gewaltiger Äschylus auch und Sophokles schöner,
Dein Zeitalter des Kampfs spiegelte keiner wie du." (IV. 159.)

Zu der Einsicht in das innerste Wesen der Tragödie, die in den

Distichen des „Wintertagebuchs", wie den „Nachlaßgedichten" und besonders in der „dramaturgischen Epistel"*) zutage tritt, hat Geibel durch das Studium der antiken Dramen den Grund gelegt. Dies tiefe Verständnis offenbart sich z. B. in folgenden Distichen:

„Wie der Gewaltigste selbst im Kampf mit den Mächten des Schicksals
Hinsinkt, wenn er, vom Pfad irrend, in Schuld sich verstrickt,
Zeigt die Tragödie dir und erschüttert in Furcht dich und Mitleid,
Weil der Verirrung auch du fähig dich fühlst und der Schuld." — (IV. 162.)
„Daß der gewaltige Mensch im Weltkampf lieber dahinsinkt,
Eh' er, die eigne Natur opfernd, der Schranke sich fügt,
Das bleibt aller Tragödie Kern." —

Diese Verse kehren nicht nur die innerste Eigenart echt tragischer Charaktere wie Prometheus, Antigone, Aias, Philoktet hervor, sondern scheinen ihrem Studium abgewonnen zu sein.

Von Geibels eigenen Dramen behandelt die mit dem Schillerpreis gekrönte Sophonisbe einen antiken, wenn auch nicht griechischen Stoff, während das geistreiche Lustspiel Meister Andrea der antiken Vorstellung der Seelenwanderung — es trug sogar früher diesen Namen — sein Hauptmotiv entnimmt**). Den Höhepunkt von Geibels „klassizistischer Richtung" erreicht nach R. Thomas seine Tragödie Brunhild (1857) — bei ihrem Stoffe doppelt auffallend — von der später die Rede sein wird.

Eingehender noch als mit dem Drama hat Geibel während seines Aufenthalts in Athen sich mit altgriechischer Lyrik beschäftigt. Für die Vorträge, die Professor Brandis der jungen Königin Amalie über griechische Poesie zu halten hatte, lieferten Geibel und Curtius Übersetzungen altgriechischer Dichter; aus ihnen erwuchs ein kleines Buch: Klassische Studien von E. Geibel und E. Curtius; erstes Heft: Übersetzungen aus griechischen Dichtern†), das 1840 bei E. Weber in Bonn erschien. E. Curtius schreibt darüber an seine Eltern††): „Das Büchlein ist ein wahres Denkmal unserer Freundschaft und unseres innerlichen Zusammenlebens in Griechenland: auf Tempelstufen sitzend oder auf antiken Architraven haben wir die Stücke ausgewählt und durchgesprochen. Wollt Ihr uns recht was Angenehmes

---

*) Zusammengestellt in meiner Auswahl aus Geibel. 3. Aufl. S. 182 und 184—89.

**) Im übrigen durchaus modern, hat es seinen Stoff dem Decameron des Boccaccio und einer Novelle von Tieck entnommen.

†) Höchst eingehend besprochen von R. Thomas in den Neuen Jahrbüchern von Ilberg 1907 S. 187: E. Geibel als Übersetzer altklassischer Dichtungen.

††) Ernst Curtius, Ein Lebensbild in Briefen von Friedrich Curtius. 1903. S. 224.

sagen, so findet in den Übersetzungen einen Anhauch griechischer Darstellung, welcher nur unter griechischem Himmel gelingen könnte".

In späteren Jahren übersetzte der Dichter, wenn schmerzhaftes Siechtum ihn an eigenem poetischen Schaffen hinderte, aus den alten wie modernen Sprachen immer mit gleicher Meisterschaft, mehr als Dichter, denn als Philolog, obwohl er selber, die Schwierigkeit der Aufgabe würdigend, offen bekennt (V. 36):

„Unübersetzbar dünkt mich das Lyrische. Ist doch der Ausdruck
Hier von des Dichters Geblüt bis in das Kleinste getränkt."

1875 ließ er dann sein Klassisches Liederbuch*) erscheinen, das eine reiche Auswahl der schönsten Blüten griechischer und römischer Lyrik enthält und in der deutschen Übersetzungskunst immer einen Ehrenplatz behaupten wird. Der um Homer hochverdiente Voß hatte in der Lyrik völlig versagt; er selbst war kein Lyriker, seine Nachfolger z. T. noch weniger, bis gleichzeitig Mörike und Geibel ,nach Goethe wohl unsere größten lyrischen Dichter, sich dieser Aufgabe unterzogen. Mörike, der selbst noch ganz Natur ist, wahrhaft antik empfindet, hat einige reizende antikisierende Dichtungen voll Geist und Grazie geschrieben (besonders den Brief „Erinna an Sappho"). Wenn man jedoch seine Übersetzungen mit denen von Geibel und Curtius in den Klassischen Studien vergleicht, „so fällt sicherlich diese Zusammenstellung" urteilt E. Stemplinger*), „in sprachlicher und metrischer Hinsicht sehr zu ungunsten des schwäbischen Pfarrers aus". Immerhin verdient er so wenig wie Geibel das abfällige Urteil von v. Wilamowitz, der behauptet, beide hätten den griechischen Wein mit ihrem Zuckerwasser getauft"**) und das wunderliche Verlangen zu stellen scheint, da „ins Deutsche übersetzen in Sprache und Stil unserer g r o ß e n Dichter übersetzen heiße", daß Dichter wie Mörike und Geibel, die beide wahrlich ihren eigenen Stil haben, durch Metempsychose — das erst sei wahre Übertragung — in Goethes Seele und Stil hineinfahren sollen, um die Alten recht zu übersetzen†).

Anders geurteilt hat Ludwig Friedländer, der Verfasser der römischen Sittengeschichte, gleich ausgezeichnet als klassischer Philologe wie klassischer Stilist; er reiht „Geibels Gabe††) den besten deutschen Übertragungen

---

*) Vgl. E. Stemplinger, Mörikes Verhältnis zur Antike. Neue Jahrbücher von Ilberg-Gerth. 1907. S. 659 ff.

**) U. v. Wilamowitz-Moellendorf: Was heißt übersetzen? Reden und Vorträge. S. 8.

†) Ungerechter noch ist Wilamowitz gegen Voß, an dessen Homerübersetzung für ihn „Trivialität und Bombast die Hauptkennzeichen sind", während er selbst „das alte Epos zur Zeit (wie bequem!) für unübersetzbar" erklärt. (S. 9 u. 21).

††) Deutsche Rundschau 1876. Bd. VI. S. 441.

aus der antiken Poesie an"; „wer konnte berufener sein, diese Blüten des klassischen Bodens in den Garten unserer Poesie zu verpflanzen, als ein Dichter, der eine ungewöhnliche klassische Bildung mit feinem Formgefühl und der vollen Meisterschaft im poetischen Ausdruck vereinigt"; „die überaus schwierige Aufgabe, antike Poesie nachzubilden, ohne sie zu moderdernisieren und ohne sie fremdartig erscheinen zu lassen, ist überall vollkommen gelöst. Die höchst mannigfaltigen Töne, die in den Originalen angeschlagen sind, klingen auch in den Übertragungen rein und voll wider." „Wir erhalten immerhin noch eine Vorstellung von der zermalmenden Wucht des Spottes in den Jamben des Archilochos, von der leidenschaftlichen Glut, der tiefen Innigkeit, der reizenden Naivität der Sappho, dem hinreißenden Schwunge des Alkäos."

Es war keine leichte Aufgabe, aus den dürftigen Trümmern antiker Lyrik ganze, in sich geschlossene Kunstgebilde erstehen zu lassen, die ohne Reiz und Eigenart des Originals zu verlieren, doch auch im neuen Idiom durch Duft und Wohllaut entzücken sollen; in Athen sah ich aus alten Scherbentrümmern unter der kunstgeübten Hand junger Damen köstliche antike Vasen erstehen; daran werde ich bei Geibels künstlerischer Arbeit erinnert, der oftmals auch Trümmer geschmackvoll zusammenfügt, Fehlendes geschickt ergänzt, zu künstliche Metra vereinfacht und schließlich, wenn auch nicht immer ohne Stiländerung, uns den Genuß antiker Lyrik verschafft, soweit dies eben durch Übertragungen möglich ist.*)

Wohl haftet etwas von der melodischen, klangschönen Dichtersprache Geibels, sagen wir von seiner schönheitsfreudigen Seele diesen Nachdichtungen an, wie etwa dem Kupferstiche nach einem Originalgemälde etwas vom Geiste des Kupferstechers; doch, ist das ein Fehler?

Nur bei Pindar, von dem Bruchstücke bereits in den „Klassischen Studien" sich fanden**), verzweifelt Geibel an der Möglichkeit, sein Lied neu zu beleben,

„Wie's in Olympias Hain einst die Hellenen ergriff".

Trotz Tiefsinn, Schwung und Rhythmengewalt bleibt reiner Genuß bei ihm uns versagt, denn:

---

*) „Halten wir frühere Blütenlesen griechischer Gedichte in deutscher Form dagegen, so ist uns, als sei vieles bei Geibel erst wieder Poesie geworden, als sei namentlich manchen Bruchstücken von ihm erst eine Seele eingehaucht." R. Thomas, a. a. O. S. 205.

**) Vgl. dazu Jugendbriefe S. 245.

„Was ein lebendiger Schatz ihm war und ein Born der Empfindung,
Ward zum dunkeln Geweb frostiger Namen für uns;
Pflückt' er doch seinen Gesang vom blühenden Baume des Mythus,
Und kein forschender Fleiß weckt den gestorbenen auf*).

Auch aus dem Neugriechischen hat Geibel fünf Volkslieder übertragen (I. 124—28), nachdem ihn der Grieche Kokkinos tiefer in diese Sprachform eingeführt hatte; Naivität und Anmut der Originale sind aufs glücklichste gewahrt. —

So lebte Geibel in Athen, das geistige Auge den literarischen Schätzen der Vergangenheit, das leibliche dem blühenden Leben der Gegenwart zugewandt, von dem er sich überall umgeben sah. „Seine Natur war", wie E. Curtius treffend hervorhebt, „nicht darauf angelegt, daß er die Altertümer des Landes zum Gegenstande eines eingehenden Studiums machte. Es war der Gesamteindruck des südlichen Landes, der auf sein Gemüt wirkte, die Freude an ihrer keinem Bann des Winters erliegenden Naturkraft, das Interesse für das rege Leben eines geistig hochbegabten Volkes; vor allem aber wichtig war es für ihn, daß das klassische Altertum ihm hier lebendiger als je vor die Seele trat und daß er unter dem Himmel von Athen einen neuen Antrieb fühlte, sich in die attischen Dichter ganz hineinzuleben..., ihnen ihr Innerstes abzulauschen und dafür den deutschen Ausdruck zu finden". Auch später, als Karl Otfried Müller und Adolf Schöll nach Athen kamen, „nahm Emanuel an allem als Freund teil, ließ sich gern von den Resultaten neuer Forschungen berichten, aber er konnte und wollte kein Forscher sein"**).

Die Stadt Athen vor 75 Jahren hatte mit der heutigen Marmor- und Palmenstadt keine Ähnlichkeit; sie bestand größtenteils aus Lehmhütten, hatte nur zwei eigentliche Straßen und keine Spur von Straßenpflaster und -Beleuchtung; auch von bildender Kunst ist in den Gedichten und Briefen aus Athen wenig die Rede; nur die Überreste der herrlichen Bauwerke auf der Akropolis und des riesigen Zeustempels wird der Dichter nicht müde zu preisen. Von den köstlichen Schätzen, die das moderne Athen in seinem Akropolis- und im Archäologischen Nationalmuseum birgt, hat Geibel nichts oder wenig gesehn, sie alle barg, zum Teil noch jahrzehntelang, der heilige Boden von Hellas. Ausgrabungen hatten freilich schon 1834—36 unter Leitung des trefflichen Ludwig Roß begonnen, der auch bereits den Niketempel auf der Akropolis im Verein mit den Architekten Schaubert und Hansen errichtet hatte; im Schaubertschen Hause in der Hermesstraße

---

*) Distichen aus dem Wintertagebuch. IV. 160; Jugendbriefe S. 245.

**) E. Curtius, Erinnerungen an E. Geibel. S. 188 u. 205.

verkehrten Geibel und Curtius besonders gern; „dort wurde alles besprochen, was an Funden und Forschungen in Athen zutage kam"*); doch scheint Geibel von den Reliefs der Balustrade des Niketempels mit ihren Siegesgöttinnen (besonders der berühmten sandalenlösenden Nike) noch nicht viel zu Gesicht bekommen und auch die entzückende Schönheit des kleinen ionischen Tempels über der Großartigkeit der Aussicht nicht nach Verdienst gewürdigt zu haben.

Die systematische Beraubung der Akropolis durch Lord Elgin, der den größten Teil der Giebelfiguren des Frieses und der Metopen vom Parthenon nach England bringen ließ, war bereits 1801 und 02 erfolgt, so daß von dem unermeßlichen Reichtum des alten Athen, das nach Pausanias trotz der Plünderung durch Sulla noch mehr als 3000 Statuen besaß, außer den Mädchengestalten des Erechtheions nur Trümmer der Reliefs von Fries, Metopen und Giebelfeldern übrig waren, vielfach unter Schutt und Steinmassen versteckt, schwer zu betrachten, schwerer zu deuten. In Geibels „Elegie" (I. 130) übernimmt die Göttin der Freude, die ihn beständig im schönen Süden geleitet, zuweilen dieses Amt:

„Leis' auch führt sie den Hang mich empor zu den Trümmern des Tempels,
Wo noch das Marmorgesims über den Säulen erglänzt;
Und sie deutet mir dort die verwitterten Bilder, ergänzend
Mit lebendigem Wort, was die Barbaren zerstört.
Faunen erblick' ich im bacchischen Tanz und trunkne Mänaden,
Hoch auf dem Panthergespann folgt mit dem Thyrsus der Gott:
Weiter verliert sich der taumelnde Zug, harmlosere Feste,
Wie sie Demeter gebeut, zeigt der gebildete Stein;
Hirten, mit Blumen bekränzt, und Jungfraun führen den Reigen,
Und im geläuterten Maß hebt sich und senkt sich der Fuß.
Sieh, dort stürmen auch Rosse heran: die stäubende Rennbahn
Füllt sich mit Wagen, es strebt jeder der Erste zu sein...
Lorbeern winken dem Sieger als Preis, doch schöner als Lorbeern
Lohnt ihm des Dichters Gesang, der ihm Unsterblichkeit schenkt.
Also deutet die Himmlische mir die Gebilde der Künstler,
Und ich erkenne, wie schön einst sie die Völker regiert,
Wie sie mit lächelndem Blick die rohen Gewalten gezügelt,
Wie sie die sprossende Kraft stets auf das Große gelenkt.
O da wird mir die Seele so weit, unendliche Sehnsucht
Faßt mich" — —

An eine bestimmte Örtlichkeit, etwa die Akropolis, ist jedoch hierbei nicht zu denken; Geschautes und Erdichtetes fließen vielmehr ineinander. Auf der Inselreise sah der Dichter in Paros ein „uraltes, in den lebendigen

---

*) E. Curtius, Erinnerungen. S. 191.

Felsen eingehauenes Relief, das wahrscheinlich eine bacchische Feier zum Gegenstand hat"; er konnte sich jedoch für die „steifen, ohne Grazie nebeneinandergestellten Figuren" nicht weiter interessieren, obwohl ihm E. Curtius seine Gleichgültigkeit vorwarf, wie ihm denn „überhaupt Altertum nur da zusagte, wo es sich in seiner vollen Schönheit offenbart". „Daß ich nicht zum eigentlichen Archäologen geboren bin, fühle ich mit jedem Tage deutlicher."*) In den Distichen aus Griechenland (XIII.) heißt es vom Dichter:

„Kunst und Natur und Welt und Gemüt, er beherrsche sie alle;
Aber der Tor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei."

Das Denkmal des Lysikrates kannte Geibel sehr wohl**), die entzückenden Reliefs, die es zieren, erwähnt er jedoch nicht; auch heut macht das Denkmal in seiner unwürdigen Umgebung nicht den verdienten Eindruck, und die sehr flachen Figuren des Frieses sind nur für recht scharfe Augen sichtbar.

Daß Geibel die Marmorreliefs am Turm der Winde mißfielen, ja „von jeher fatal"†) waren, ist begreiflich, ja spricht für seinen guten Geschmack; sie sind in der Tat ohne eigentlichen Kunstwert. Dagegen hat der kolossale marmorne Löwe von Chäronea, der damals freilich noch in Trümmern lag — erst 1902/03 ist er neu errichtet worden —, ihn zu einem seiner besten Lieder angeregt (III. 187), in dem er im Geschicke Griechenlands mahnend seinem deutschen Vaterlande einen Spiegel vorhält.

Von den dürftigen, schwer zugänglichen Überresten plastischer Werke — Gemälde von Wert gab es damals in Athen so wenig wie heute — konnte Geibel eine tiefere Einwirkung nicht erfahren; wie sehr er aber dennoch der griechischen Plastik einzigartige Größe und Bedeutung ahnte und bewertete, verrät seine Dichtung „Der Bildhauer des Hadrian" (III. 103); hier klagt dieser Künstler, der Vertreter des glaubens- und kraftlosen Epigonentums:

„O Fluch, dem diese Zeit verfallen,
Daß sie kein großer Puls durchbebt,
Kein Sehnen, das, geteilt von allen,
Im Künstler nach Gestaltung strebt,
Das ihm nicht Rast gönnt, bis er's endlich
Bewältigt in den Marmor flößt
Und so in Schönheit allverständlich
Das Rätsel seiner Tage löst...

---

*) Brief v. 25. 9. 1839.

**) Er wohnte nicht fern, am Fuße der Akropolis, Kydathenaion 27 beim Minister Katakazy.

†) Brief vom 4. 9. 1838.

Sieh her, noch braun sind diese Haare,
Und nicht das Alter schuf mich blaß;
Doch gäb' ich alle meine Jahre
Für e i n e n Tag des Phidias;
Nicht weil des Volks verstummend Gaffen,
Der Welt Bewundrung ihm gelohnt;
Nein, weil der Zeus, den er geschaffen,
Ihm selbst ein Gott im Sinn gethront.

Das war sein Stern, das war sein Segen,
Daß ihn mit ungebrochnem Flug
Der höchsten Urgestalt entgegen,
Der Andacht heilger Fittich trug.
Er durft' im Reigen der Erkornen
Voll Glanz noch den Olympos sehn,
Indes wir armen Nachgebornen
In götterloser Wüste stehn." —

Die große Kunst der Griechen trat Geibel vorzugsweise in Gestalt der Baukunst entgegen, im Parthenon, Erechtheion, sog. Theseustempel und den Riesentrümmern des Zeustempels von Hadrian. An ihnen erquickte er Auge und Herz immer aufs neue, er besuchte in den ersten Wochen fast täglich die Akropolis*) und wird nicht müde in Vers und Prosa ihre Tempel, die vollendetsten Kunstdenkmäler des Altertums, zu preisen**); gelegentlich erklimmt er sogar „das obere Dach des Parthenon und läßt über der letzten Statue des Giebelfeldes fort seine Blicke nach dem Meere und nach Salamis hinüberschweifen, hinter dem die Sonne mit einem sichtbaren rosenroten Strahlenkranze langsam hinabsinkt"†). Die ganze Geschichte Athens von seiner Blüte unter Perikles bis zur Eroberung durch die Türken geht dann wohl an seinem geistigen Auge vorüber und erfüllt ihn mit tiefer Wehmut.

So zieht der lebhafte Geist und das scharfe Auge des jungen Dichters alles was sichtbar ist, mit Vorliebe aber das Schöne und Große, in den Kreis seiner Betrachtung: Kunst und Natur, antike Denkmäler und historische Erinnerungen wie auch moderne Sitten, Trachten, Volkstänze und -spiele; sein Hauptstudium aber bleiben nach wie vor die alten Dichter, die er auf klassischem Boden besser zu verstehen glaubt, weil, was er sieht, gar oft als Illustration für Scenen aus ihren Werken dienen kann oder den landschaftlichen Hintergrund für sie bildet; zugleich wird seine Phantasie durch

---

*) Brief vom 7. 11. 1838.

**) Auf der Akropolis I. 95; Distichen aus Griechenland I. 105. Elegie I. 129. Erinnerungen aus Griechenland III. 172 f. Am Parthenon. Nachlaßged. S. 128.

†) Brief vom 7. 11. 1838.

das Gelesene und Geschaute beflügelt und bevölkert die heiligen Stätten von Hellas mit Göttern und Helden der Vorzeit; so schafft der Dichter poetische Bilder und Scenen aus dem Altertum, durch Landschaft, Mythus, antike Dichterstellen angeregt*).

Fast wie eine Prellersche Odysseelandschaft mutet uns folgendes Gemälde an (III. 187):

> Drei Palmen überm Bronnen,
> Ein braun Gefild umher,
> Und fern im Glanz der Sonnen
> Geklüft und blaues Meer.
>
> Rings weidet um die Palmen
> Die Herde weiß und bunt
> Und sucht nach saft'gen Halmen
> Am halbversengten Grund.
>
> Daneben lehnt im weiten,
> Dichtwoll'gen Widdervließ,
> Ein Bild uralter Zeiten,
> Der Hirt am Schäferspieß.
>
> Scharf blickt er in die Runde
> Und pfeift dazwischen hell
> Dem zottig gelben Hunde,
> Der seiner Wacht Gesell.
>
> Der Mann, der Hund, die Ziegen,
> Palmbäume, Fels und See —
> Mir ist als säh ich liegen
> Ein Stück der Odyssee."

An der sogenannten Nymphengrotte Kephisias, wo jetzt noch eine mächtige Platane Geibels Namen trägt, lauscht er der Nachtigall an einem Tag, schön „wie von den Musen selbst zu ihrem Dienst geweiht"…..

> „Und dazwischen holder Mythen
> Denk ich, wie beim Mondesglanz
> Hier am Quell zur Zeit der Blüten
> Hingeschwebt der Nymphen Tanz." (III. 186.)

Er hört zur Mittagsstunde, matt im Schatten des Ölwalds rastend, die Hirten am Berge schalmein:

> „Müd eintönig schwimmt die Weise
> Durch den Mittagsduft heran,
> Und mir träumt, es sei das leise
> Flötenspiel des großen Pan." (III. 175.)

---

*) „Fleißig blättr' ich die Alten mir durch, dann sinn' ich auf Lieder,
Blättre wieder, und so fliehn mir die Stunden dahin.
Glücklicher Doppelgenuß! Kaum weiß ich, ist das Empfangen
Süßer, ist's das Gefühl, selber ein Dichter zu sein." (I. 106).

Auf dem orangenbeladenen Boot, das eine griechische Jungfrau ins Abendrot hinaussteuert, glaubt er zu den Inseln der Seligen zu fahren.

Wenn hinterm Waldgebirge ein lichter Schein aufleuchtet, so träumt er von der Mondgöttin Artemis und Endymion:

„Dort in der Pinienwipfel Finsternis
Den flücht'gen Wagen hemmt jetzt Artemis
Und steigt, in Glanz gehüllt, am Felsenhang
Zum Jüngling nieder, der ihr Herz bezwang.

Er schlummert ahnungslos, sie weckt ihn nicht,
So lieblich glüht vom Traum sein Angesicht;
Versunken läßt sie in entzücktes Schaun
Auf Wang' und Stirn ihm leise Küsse taun...

Wohl harren Erd und Himmel unerhellt,
Doch wer vergißt nicht, wenn er liebt, die Welt.....
Und sanft vom Hang sich lösend, über'm Tann
Ins Blaue, zaudernd, schwebt ihr Lichtgespann." (III. 179.)

Bei einer Fahrt nach Eleusis bewundert der Dichter die reichen Ruinen, Säulentrommeln und Kapitäle, den schönen Brunnen und ein prächtiges Mosaik; er ahnt richtig, daß „tüchtige Ausgrabungen nirgends reichlicher lohnen würden als hier"*), und zugleich entsteht ein Gedicht, das vom Festzug zur Feier der Eleusinischen Mysterien und ihrer tiefsinnigen Bedeutung handelt:

„Die Nacht war träumerisch, wir zogen
Hinab des Parnes dunkle Schlucht,
Da grüßt' uns plötzlich weit im Bogen
Eleusis' mondbeglänzte Bucht...

Hier floß, die Feier zu bereiten,
Das Haupt bekränzt mit Asphodil,
Dereinst der Festzug der Geweihten
Bei Fackelglanz und Flötenspiel.

Fromm zu Demeters Heiligtume
Den Strand hinwallten sie die Bahn,
Des Rebenbluts, der Weizenkrume
Tiefdeutig Sinnbild zu empfahn...." (III. 188.)

Beim Anblick von Leukadias schroffen Felsen gedenkt er an Sapphos sagenhaften Todessturz um verschmähter Liebe willen, das Fragment eines ihrer Lieder benutzend:

---

*) Brief vom 11. 12. 1838.

„Gespenstisch weht ihr Schleier,
Und überm Wogendrang
Im Winde schwebt zur Leier
Sehnsüchtig ihr Gesang:

„ „Schon senkt der Mond sich trübe,
Die Mitternacht bricht ein,
Mein Herz vergeht vor Liebe
Und weh, ich bin allein!" " (III. 185.)

Wie die Gestalten von Mythos und antiker Dichtung ihm lebendig werden, finden auch die Helden und Heldentaten historischer Vorzeit tiefempfundene Lieder, wenn er die durch sie geheiligten Stätten besucht; so die „Ebene von Marathon" (I. 107):

„Halb von öden Gebirgen umkränzt streckt Marathons heil'ge
Talflur gegen des Meers schimmernde Bucht sich hinab.
Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
Über dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm";

so auch Themistokles' Grab, das Geibel am Eingang des Piräeus an der Westspitze der Akte*) aufgesucht hatte: (I. 108)

„Wo am zackigen Fels das Gewog sich brandend emporschäumt,
Senkten die Freunde bei Nacht heimlich Themistokles' Leib
In heimatlichen Grund...
Denksteinlos nun schlummert der Held. Doch drüben im Spätrot
Ragt, ihm ein ewiges Mal, Salamis' Felsengestad."

Der steinerne Löwe auf dem Schlachtfeld von Chäronea, dem Grabe der griechischen Freiheit, gemahnt ihn an des freiesten Volkes nicht unverschuldetes tragisches Geschick, ist ihm eine Warnung für sein eignes Vaterland: (III 189)

„Auf Chäroneas Heide
Im alten Schlachtgefild,
Liegt, wie versteint im Leide,
Ein marmorn Löwenbild.

Es mahnt, daß kühngemutet,
Wo jetzt die Disteln wehn,
Im Kampf dereinst verblutet
Die Jugend von Athen.

O Hellas, welche Lippe
Sagt, was dein Herz erlitt,
Als hier des Fremdlings Hippe
Der Freiheit Lilien schnitt!

---

*) Brief vom 26. 2. 1839; heute suchen es manche Forscher an der gegenüberliegenden (nördlichen) Seite des Hafeneinschnittes.

Was half dir da der Musen
Verhängnisvolle Gunst,
Im götterreichen Busen
Das heitre Licht der Kunst?

Der Tiefsinn deiner Weisen,
Der Sänger Lorbeerzier,
An jenem Tag von Eisen,
Was frommt es alles dir?

Ach, krank im Kern des Lebens
Von eifersücht'ger Glut,
Verströmtest du vergebens
Dein letztes Heldenblut.

Weil du gelöst mit Pochen
Des Pfeilbunds stark Geflecht,
Sank, Schaft für Schaft zerbrochen,
Dahin dein ganz Geschlecht.

Mit ehrnem Schluß die Zügel
Ergriff Barbarenhand —
O schau in diesen Spiegel,
Schau her, mein Vaterland!"*)

Auch der Zukunft des jungen Königreichs Griechenland gedenkt Geibel, dessen Prophezeihungen über Deutschlands und Italiens Einigung in so wunderbarer Weise in Erfüllung gegangen sind. Er läßt den „Alten von Athen" (I. 198) dem Festesjubel und Tanz der Romaika Einhalt gebieten und das Griechenvolk und seinen König aufrufen, Kreta zu befreien und auf der Hagia Sophia das Kreuz aufzupflanzen.

Der junge König Otto (von Wittelsbach) war freilich nicht der Mann, solchen Prophetenrufen sein Ohr zu leihen, doch in unseren Tagen ist ja der erste Teil jenes Seherworts endlich in Erfüllung gegangen. —

Im „Neugriechischen Mythus" (IV. 123) wird der Hoffnung des Griechenvolkes auf das Neuerscheinen eines Themistokles von einem Hirtenmädchen Ausdruck gegeben, das auf einen im Meere versunkenen Sarkophag hindeutet und fortfährt:

„Einst, hab' ich vernommen,
Wird der Retter Griechenlands
Aus der Tiefe wiederkommen
Und uns führen gen Byzanz."

Die Sage von Barbarossa in neugriechischer Gestalt!

---

*) Auch in der schwungvollen Ode „Am 18. Oktober 1863" (V. 65) erinnert er die führenden deutschen Stämme „die Adler Deutschlands" Preußen und Österreich an den verderblichen Hader Athens und Spartas, der nach Chäronea führte, unter farbenprächtiger Schilderung griechischer Kämpfe und Leiden: „Wohl war sie schön die Sonne von Salamis" usw.

Gibt sich der Dichter gerne ernsten Gedanken über Vergangenheit und Zukunft des geliebten Hellenenvolkes hin, so kommen in seinen Liedern doch oft auch die freudige Gegenwart, heitere Geselligkeit, frohsinniger Humor zu ihrem Rechte; so in folgendem „Ghasel" (I. 112):

„Zur Zeit, wenn der Frühling die Glut der Rosen entfacht in Athen,
Wie dämmert so lieblich alsdann die duftige Nacht in Athen!
Hoch leuchtet der Mond und bescheint Zypressen und Palmen umher
Und marmornen Tempelgesäuls versinkende Pracht in Athen.
Wir aber bekränzen das Haupt und füllen den Becher mit Wein,
Gedenkend, wie Sokrates einst die Nächte verbracht in Athen.
Von Lieb' entspinnt sich Gespräch; denn ob auch Pallas die Burg
Beherrschen mag, Eros, der Gott, übt selige Macht in Athen.
Zur Rede gesellt sich Musik, leicht sind die Guitarren gestimmt,
Leicht regt sich des Wechselgesangs melodische Schlacht in Athen.
Da webt manch klassisches Wort, manch leuchtender Name sich ein,
Denn großer vergangener Zeit Erinnerung wacht in Athen.
Und kühner erbrauset das Lied; wir spenden aus vollem Pokal
Den Herrlichen, die einst gekämpft, gesungen, gedacht in Athen."

In eine durch Geist und Humor veredelte Geselligkeit fühlen wir uns hier versetzt, wie sie Plato im Symposion*) Scherz und Tiefsinn mischend so genial geschildert hat. Mit ihm, dem Fürsten der Philosophen, scheint sich Geibel von allen griechischen Prosaikern, deren er in seinen Dichtungen und Briefen nur wenige nennt, am eingehendsten beschäftigt zu haben**); sehr begreiflich, der Idealist zog den Idealisten, der Dichterphilosoph den Dichter an. Vielfach wirkte auch wieder Ernst Curtius anregend; „die genaue Verbindung mit ihm", schreibt Geibel†) nach Hause, „wirkt sehr günstig auf mich; ich kann in wissenschaftlicher Hinsicht viel von ihm lernen,

---

*) Eine Frucht der Lektüre des Symposion ist auch das 25 Jahre später entstandene Gedicht: In diesen Frühlingstagen (III. 128), das von der Teilung des ursprünglichen, menschlichen Doppelwesens in Mann und Weib handelt, die nach der verlorenen Zwillingshälfte suchen; es endet:

„Und dieses Suchens Leid im Weltgetriebe
Wir heißen's Sehnsucht und das Finden Liebe."

**) Der Schluß auf Unkenntnis bei nicht erfolgter Erwähnung von Schriftstellern ist natürlich durchaus unzulässig; zuweilen zeigt Geibel — wie zufällig — eine tiefere Kenntnis auch von weniger bekannten griechischen Schriftstellern; so z. B. in den Distichen des Wintertagebuchs VII.:

„Was Empedokles einst mich gelehrt, hier leg ich es nieder,
Wie ich's im eignen Gemüt häufig erwogen behielt:
Wandlung ist das Geheimnis der Welt. In steter Entfaltung
Unabsehlich gestuft bildet das Leben sich aus" — —

†) 26. 9. 1839.

er versteht es, anzuregen und auf fremde Gedanken einzugehen. Auf der andern Seite ist er mit mir zum Poeten geworden." Von ihm ist sicher auch in folgenden humorvollen, für den südlichen Winter recht charakteristischen Versen die Rede (III. 182):

„Dieser Gartensaal, in dem
Ich den Herbst verschwärmt so selig,
Zeigt sich weniger bequem,
Nun es Winter wird allmählich.

Kein Kamin! und durch's Gefach
Zieht's und durch den Riß der Scheiben,
Und von oben durch das Dach
Regnet's mir auf's Blatt im Schreiben.

Schirmbewehrt und fröstelnd tritt
Ein der Freund; wir wollten lesen;
Platos Gastmahl bringt er mit —
Aber dort ist's warm gewesen.

Liebster Mensch! mir steht der Wunsch
Heut nach keinem Philosophen —
Nein, ich sehne mich nach Punsch
Und nach einem deutschen Ofen." —

Wirksamere Anregungen als für platonische Philosophie dürfte Geibel durch Curtius für Topographie, griechische Geschichte und Mythologie erhalten haben, aus deren unversiegbarer Quelle er gleich anderen Dichtern Stoff für zahlreiche Dichtungen geschöpft hat; über Mythologie spricht er eingehender bereits in einem Briefe aus Athen vom 4. September 1838; er meint, in Griechenland erst „werde es möglich, das innerste Wesen der alten Götterlehre und Heldensage zu fassen, denn jene Mythen seien nicht das zufällige Produkt einzelner begabter Köpfe, sondern seien unmittelbar aus dem Boden gewachsen und durchaus von dessen Natur bedingt." „Aus der Natur des Landes, aus der die ganze Götterwelt sich hervorbildete, muß sie auch erklärt werden." Die sittlichen Mächte, die in der griechischen Götterwelt zum Ausdruck kommen, scheint Geibel damals noch unterschätzt zu haben, doch tritt später in seinen Dichtungen, die mythologische Stoffe behandeln, eine sittlich vertiefte Auffassung zutage; so im „Herakles auf dem Öta" (III. 75). Während der vergleichende Mythologe Max Müller, gleichzeitig und später noch, in dem Heros, der sich dort verbrennt, die symbolische Darstellung eines prächtigen Sonnenuntergangs sieht, ist in Geibels poetischer Gestaltung der Held das Urbild alles menschlichen Ringens und Kämpfens und sittlicher Selbstüberwindung, der auch im Leidensfeuer des göttlichen Vaters Weisheit und Güte wahrnimmt und verehrt und

durch Mühen und Schmerzen, Kampf und Tod sich aufwärts schwingt, um zur Unsterblichkeit und ewigen Jugend einzugehn*).

Eigenartig ist die „Sehnsucht des Weltweisen" (III. 96), eine Art von Gegenstück zu Schillers „Göttern Griechenlands", doch ihnen an poetischer Kraft nicht gleich. Während Schiller, vom Christentum seiner Tage nicht befriedigt, in leidenschaftlicher Sehnsucht in jene Zeit sich versenkt, sie mit dichterischer Zauberkraft heraufbeschwört „da die Götter menschlicher noch waren und die Menschen göttlicher", da Kunst und Leben von einer Religion der Schönheit und Freude befruchtet und veredelt wurden, erliegt vor der Skepsis des Weltweisen der Kindheitsglaube an die bunte Götterfülle des Olymps, und er ahnt, daß all ihr Wesen und Walten aus einer einzigen Götterkraft stamme, daß die griechische Religion nur die unvollkommene, tiefere Geister nicht befriedigende Vorstufe des Monotheismus sei:

„O du, den ich zu nennen zage,
Du ewger Geist, des reines Licht
Noch durch den Dunst der Göttersage
In tausend Farben spielend bricht;
Den sie in tausend Bildern ehren
Und dem doch nie ein Bildnis glich,
Du, den ich nimmer kann entbehren,
Du Einziger, wie fass' ich dich!"

Mit ahnungsvollem Hinweis auf das Christentum, die Religion der Liebe, schließt das Gedicht.

Tatsächlich haben einzelne erleuchtete Geister unter den älteren griechischen Philosophen, wie der Eleat Xenophanes (im 6. Jahrh. v. Chr.), ihrer Zeit weit vorauseilend, sich bereits zum Monotheismus bekannt, spätere Denker sogar auf das Christentum vorbereitet**). Auch Sokrates redet mehrfach in besonders bedeutsamen Augenblicken (so am Schluß der Apologie wie des Krito) von dem einen Gotte, ja er spricht ganz christliche Gedanken aus und nähert sich in seiner Ethik der christlichen Sittenlehre†) in seinem Charakter, wie er sich besonders vor seinem Tode im Gefängnis

*) Im ganzen stimmt Geibels Auffassung überein mit der von Wilamowitz-Moellendorff in der Einleitung zu Euripides' Herakles.

**) O. Pfleiderer, Vorbereitung des Christentums in der griechischen Philosophie 1906.

†) So besonders im 17. Kap. der Apologie und 10. Kap. des Kriton; man muß Gott mehr gehorchen denn den Menschen (Apost. 5, 29): *πείσομαι μᾶλλον τῷ θεῷ ἢ ὑμῖν*; sorget nicht für euer Leben, sorget für eure Seele (Matth. 6, 25 f. 16, 26): *τῆς ψυχῆς ὅπως ὡς βελτίστη ἔσται οὐκ ἐπιμελεῖ οὐδὲ φροντίζεις*; vergeltet nicht Böses mit Bösem, nicht Scheltwort mit Scheltwort (Röm. 12, 17; 1. Petr. 3, 9): *οὔτε ἄρα ἀνταδικεῖν δεῖ οὔτε κακῶς ποιεῖν*

offenbart, der Persönlichkeit Christi. Wir werden aber in Geibels Dichtung besser an eine spätgriechische Zeit, etwa die des Übergangs zum Neuplatonismus denken, da der Glaube an die bunte Götterwelt erschüttert war, monotheistische Sehnsucht nach einer neuen, höheren Offenbarung der Wahrheit dem unbekannten Gotte in Athen Tempel errichtete und der Stoiker Epiktet (etwa 50—130 n. Chr.) sogar den Gedanken der Feindesliebe aussprach*):

Unwillkürlich denkt man hier wohl an Max Klingers Bild „Christus im Olymp".

Das Bestreben Geibels, antike Weltanschauung und Christentum in Verbindung zu bringen, der Heidenwelt schon eine Vorahnung einer kommenden höheren, d. h. der christlichen Religion und Kultur beizulegen, spielt auch im „Bildhauer des Hadrian" (III. 103) eine Rolle; der Künstler einer glaubensleeren und darum tatenschwachen Zeit erwartet erst vom Erscheinen eines andern Gottes auf Erden und neuer heißerer Andachtsglut eine neue Kunstblüte.

Mit weit größerer dichterischer Gestaltungskraft behandelt Geibel den Untergang der altheidnischen und den Eintritt der christlich-germanischen Welt und Weltherrschaft in dem großartigen Freskogemälde „der Tod des Tiberius", das auch frühere Gegner zur Anerkennung seines poetischen Könnens veranlaßt hat. Hier haben wir es nicht mit bloßen Reflexionen, Reden, Ahnungen eines Künstlers oder Weltweisen zu tun, hier sehen wir Bilder, erleben wir Scenen von packender Kraft, menschlich ergreifend und von welthistorischer Größe: das prunkvolle Kaiserschloß an hoher Meeresküste, sonst der Schauplatz nächtlicher Gelage voll bacchantischer Lust, jetzt von Todesgraus und Entsetzen; drinnen in Fieberglut und -qual

> „Der kranke Cäsar auf den Purpurkissen,
> Sein fahl Gesicht von Schwären wild zerrissen" —

durch gespenstische Schatten seiner gemordeten Opfer gequält. Da gewährt er, den Tod vor Augen, seinem Arzte Einblick in seine Seele:

οὐδένα ἀνθρώπων, οὐδ' ἂν ὁτιοῦν πάσχῃ ὑπ' αὐτῶν. Das sind Grundsätze des Weisen von Athen, der seine ganze Wirksamkeit als Gottesdienst (*θεῷ ὑπηρεσίαν*) bezeichnet; er zürnt auch seinen Anklägern vor seinem Tode nicht eben sonderlich (*οὐ πάνυ χαλεπαίνω*), doch zum Gedanken der Feindesliebe, die Christus verlangt und am Kreuze im Gebet für seine Peiniger bewährte, hat Sokrates sich nicht erhoben. Dennoch nennt ihn Pfleiderer (a. a. O. S. 16) „einen Vorläufer und Propheten des Christentums."

*) „Als man Epiktet fragte, wie er sich an einem Feinde rächen würde, sagte er: „Indem ich mich in die Lage versetzte, ihm möglichst viel Gutes erweisen zu können." Epiktets Handbüchlein der Moral, deutsch v. Stich Nr. 130. Reclam.

„Auch ich war jung einst, traut' auf meinen Stern
Und glaubt' an Menschen; doch der Wahn der Jugend
Zerstob zu bald nur; und ins Innre lugend
Verfault erfand ich alles Wesens Kern...
Lieb, Ehr' und Tugend, alles Schein und Lüge...
Da ward auch ich wie sie. Und weil nur Schrecken
Sie zähmte, lernt' ich Schrecken zu erwecken —
Ich schritt ins Blut hinein bis zu den Knöcheln...
Und jetzt, nur noch gequält vom Strahl des Lichts,
Matt, trostlos, reulos starr' ich in das Nichts." —

Er verflucht seinen „Enkel" und Nachfolger Caligula, den der übereifrige Diener rufen will, und schleudert das Szepter der Welt hinaus auf den nächtlichen Hof. Dort steht ein blonder Germane auf Wacht, das runde Elfenbein springt klingend an ihm empor, wie um ihn als Herrn zu grüßen; er nimmt es sinnend auf und versinkt in Träumerei. An seine Volksgenossen, an Weib und Kind im waldigen Wesertal gedenkt er, und wie er einst im Morgenlande an eines Dulders Kreuz gestanden, in dessen Blick

„Ein Leidensabgrund unermessen
Und dennoch alles Segens Fülle lag".

Und plötzlich sieht er stromgleich seines Volks Geschlechter siegreich heranziehen und von ihnen auf den Schild erhoben, von einer Glorie umstrahlt als Heerkönig und Sieger — jenen Gekreuzigten nahn; die christlich-germanische Welt tritt das Erbe des Altertums, des römischen Kaiserreichs an. Wahrlich ein grandioses historisches Gemälde voll dichterischer Kraft und Gedankenweite!

Noch zwei poetische Behandlungen altgriechischer Stoffe finden wir bei unserm Dichter: „Nausikaa" und der „Tod des Perikles". (IV. 5 u. 9). Nausikaa erinnert in Metrum, Sprache und Stil lebhaft an Schillers Balladen, an Kassandra, das Siegesfest, die Klage der Ceres; Perikles' Tod ist eigenartiger, doch ohne dramatisches Leben. In jener Dichtung sind manche Züge modern*), ähnlich wie bei Schiller; so ist von einer Liebe Nausikaas zu Odysseus bei Homer keine Rede; doch schon im Altertum ist der Stoff mehrfach tragisch behandelt worden**), wie ihn auch Goethe behandeln wollte, was wohl immer eine tragische Liebe zu Odysseus voraussetzt, wenn auch nicht von sentimentaler Art wie bei Geibel. Daß der Götterzorn, der den edlen Dulder verfolgt, Nausikaas Leidenschaft für ihn steigert†), ist ebenso wenig der antiken Auffassung gemäß wie die

*) Vgl. Auswahl aus Geibel die Anmerkungen. S. 217—19.

**) z. B. von Sophokles in den πλύντριαι, wo der junge Dichter als Nausikaa durch anmutiges Ballspiel die Athener entzückte.

†) Aus dem gleichen Grunde jagt Äolus den Odysseus schmählich davon. „Trolle dich, weil du verfolgt vom göttlichen Zorne daherkommst." Odyssee X. 75.

modern-christliche Wendung: „Göttervorrecht ist vergeben“; ja auch Nausikaas freiwilliger Opfertod für Odysseus, um Poseidons Zorn zu versöhnen, mutet uns modern an, obwohl es an Parallelen in der antiken Dichtung nicht ganz fehlt*). Jedenfalls vergesse man nicht, daß auch Schiller in seinen Balladen mehrfach antike Stoffe durch Züge christlich-moderner Gemütstiefe durchgeistigt und beseelt hat und Goethes Iphigenie gerade dieser aus modern-sittlichem Geiste geborenen Vertiefung und Verinnerlichung von Charakteren und Handlung ihr reichstes und tiefstes Leben verdankt. Nicht die korrekte Wiedergabe einer früheren Zeit**) und Weltanschauung schafft Meisterwerke, auf Durchdringung und Beseelung des überlieferten Stoffs durch des Dichters eigene Gemüts- und Gestaltungskraft kommt es an, und beide verdienen bei Geibel alles Lob.

Der „Tod des Perikles“ ist schwächer, schon weil er, wie die „Sehnsucht des Weltweisen“, bloße Reflexionspoesie gibt, ein gedankenvolles Selbstgespräch, das kraftvollen Lebens entbehrt; doch kommt auch hier die vollkommene Beherrschung des antiken Stoffes, die genaue Kenntnis von Zeit und Ort dem Dichter wirksam zustatten; wie es scheint, hat er für das erst in den Spätherbstblättern (1877) veröffentlichte Gedicht den Brief an die Mutter vom 7. November 1838 benutzt. „Von hier mochte einst Perikles herabgeschaut haben“ usw.

Manche Wendung auch dieser Dichtung verrät wiederum, wie Geibel sich an Goethe und Schiller gebildet und zuweilen sogar, wohl unbewußt, wörtliche Anklänge an ihre Sprache nicht vermieden hat.

Besonders glücklich ist der Dichter oft, wo er die griechische Mythologie, die ja Gemeingut aller modernen Dichter geworden ist, in symbolischer Weise benutzt als poetischen Hintergrund eigener moderner Gedanken, Gefühle, Erlebnisse, was ja auch Goethe so gern tat. So klagt er sein „Dichterlos“ (II. 224) dem Vater Apoll in rührenden Tönen, sein Schicksal dem des Gottes und Daphnes vergleichend: Die Jugendgeliebte, die heißbegehrte, entfloh vor ihm wie das Reh des Gebirges, nimmer erreicht; in hundert Liedern sehnsüchtiger Liebe gefeiert, ward sie ihm unter den Händen zum Lorbeer wie Daphne dem Gotte; doch

> „klagen muß ich im Liede
> fort und fort,
> wie du, Vater, dereinst
> von Pindus' waldigen Gipfeln
> um Daphnen klagtest.“

---

*) Man denke an Alcestis, die für ihren Gatten in den Tod geht, an die Versöhnung der Artemis durch Iphigeniens (scheinbare) Opferung u. a. m.

**) Shakespeares Römer sind nach Goethe eingefleischte Engländer.

Im „Schicksalslied" (II. 219) sucht der Dichter die antike Vorstellung von den Erinnyen, die nimmer rastend und ohne Erbarmen den Frevler verfolgen, mit der christlichen von der Gnade zu versöhnen, die den Reuigen emporhebt und schützend deckt wie Athene mit dem Gorgoschilde den fluchbeladenen Orestes.

In zwei geistvollen Distichen vergleicht er die Geburt des neuen Deutschen Reichs mit der Geburt Athenes und knüpft daran bedeutsame Mahnungen:

„Wie aus Juppiters Stirn einst Pallas Athene, so sprang aus
Bismarcks Haupte das Reich waffengerüstet hervor.
Tu' es der Göttin gleich, Germania! Pflanze den Ölbaum,
Sei dem Gedanken ein Hort, bleibe gewaffnet wie sie!" (IV. 156.)

So schöpfte Geibel aus dem unversiegbaren Jungbrunnen des Altertums, seiner an poetischen Motiven so überreichen Mythologie, Geschichte und Dichtung sein Leben lang tausendfältige Anregungen zu eigenem Sinnen und Schaffen; er folgte darin den Spuren unserer größten Dichter, ihnen nicht gleich an Genie und dichterischer Gestaltungskraft, was niemand tiefer fühlte als er selbst, jedoch z. T. überlegen durch bessere Kenntnis der griechischen Sprache und Literatur, die er durchweg im Original zu lesen vermochte, und auch — infolge seines zweijährigen Aufenthalts auf Hellas' klassischem Boden — durch tieferen Einblick in die Natur des Landes, in Geist und Wesen des klassischen Altertums.

Worin aber fand Geibel und finden auch wir des Griechentums eigenstes Wesen und tiefsten Sinn? Bei Beantwortung dieser wichtigen Frage dürfen wir nicht vergessen, daß man allgemein in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Neuhumanismus stand, der in unsern großen Dichtern und in Männern wie Fr. A. Wolf und Wilhelm v. Humboldt begeisterte Vertreter und Vorkämpfer gefunden hatte; mit ihnen sah auch Geibel im griechischen Altertum nicht etwa historisch die mehr als tausendjährige Zeit der Herrschaft hellenischer Sprache und Kultur*), die erst durch neuere, besonders archäologische Forschungen und Funde ans Licht getreten ist, vielmehr ausschließlich die höchste Blüte hellenischen Geistes wie sie in den Werken Homers und der älteren Klassiker besonders des 5. Jahrhunderts sich offenbarte, aus den bekannten, zumeist römischen Nachbildungen griechischer Plastik sich ahnen ließ. Neuere Forschungen haben auch die Schattenseiten des Altertums, den „Werkeltag" gegenüber jenem „Feiertagsgriechentum", ans Licht gezogen, doch

*) Sie führt uns in großzügiger Weise in Wort und Bild das treffliche Werk von Baumgarten, Poland, Wagner vor: Bd. I Die hellenische Kultur, 3. Aufl. 1913; Bd. II Die hellenistisch-römische Kultur 1913.

auch die Bewunderung vor griechischer Plastik durch glückliche Originalfunde gewaltig gesteigert. So werden wir O. Immisch*) beistimmen, daß wir uns „die Antike nicht historisch erledigen lassen“ wollen, vielmehr den „Ewigkeitswert jener unbegreiflich hohen Werke“ uns erhalten wollen, „die heute noch herrlich sind wie am ersten Tag“.

Will man also überhaupt vom Geiste des klassischen Altertums reden, so muß man nicht jene tausendjährige Kulturperiode im Auge haben, die alle Arten und Formen menschlicher Geistestätigkeit umfaßte, so daß jedes Urteil über ihre Eigenart zu eng erscheint, auch nicht die Anschauungen mittelmäßiger Schriftsteller zugrunde legen, die es bei den Griechen wie bei allen Völkern gegeben hat, sondern an seine reinste und vollkommenste Ausprägung in Kunst und Literatur sich halten, wie sie bei den größten Dichtern und Denkern sich findet und den nachhaltigsten Einfluß auf die Denkart des ganzen Volkes geübt hat. Nach G. Schneiders**) treffendem Wort ist aber „der platonische Geist der griechische Geist auf seiner vornehmsten Höhe und in seiner größten Erhabenheit“; wir können keinen besseren Führer wählen.

Des Griechen Weltanschauung ist schon angedeutet in seiner Bezeichnung für Welt: *κόσμος*, d. h. Schmuck, Ordnung; dieser Kosmos ist nach Platos Timäus (29) schön, ja das Schönste von allem, was geworden ist, und sein Schöpfer gut, ja der beste aller Urheber, dem es darum nicht gestattet war, etwas anderes als das Schönste zu schaffen. So hat auch die Welt die vollkommenste aller Gestalten, die der Kugel, erhalten. (Timäus 33.) Die Schönheit des Kosmos beruht auf Ordnung und Harmonie, Maß und Ebenmaß†), die nimmermehr durch Zufall entstanden sein können, sondern in der göttlichen Vernunft ihre Ursache haben. So leitet die Schönheit des Weltganzen d n Griechen zum Glauben an die Güte der Gottheit, die Schönheit gewinnt für ihn religiöse Bedeutung und Weihe.

Wie das Weltganze, so der Mensch, die Welt im Kleinen; es treibt ihn, die auf Schönheit, Ordnung und Maß gegründete Harmonie der Außenwelt in seinem Innern nachzubilden; dies kann nur geschehen, indem er der göttlichen Vernunft, die den Kosmos so schön und harmonisch geschaffen hat, auch in seinem Innern, die Leitung läßt, und so zu einer

---

*) Rede bei Gründung des Bundes der Freunde des humanistischen Gymnasiums in Frankfur a. M.; veröffentlicht im „Humanistischen Gymnasium“ 1913, S. 51.

**) Hellenische Welt- und Lebensanschauungen, Gera 1893, S. 27.

†) Vgl. Schneider, Platonische Metaphysik, Leipzig 1884, IV. Kapitel: Das Maß; Eucken: Die Lebensanschauungen der großen Denker, Leipzig 1890, S. 26—34.

harmonischen Gestaltung seines Innern wie seines ganzen Lebens gelangt. Das Schöne um ihn führt ihn also dazu, das Schöne in sich, d. h. das Gute*) herzustellen; denn beides gefällt Göttern und Menschen; — singen doch Musen und Grazien, die Töchter des Zeus, bei Kadmus' Hochzeitsfeier:

„Was da schön ist, ist lieb, was nicht schön aber, ist unlieb.“**)

Bei Plato wird das Schöne mit dem Guten oftmals†) geradezu identifiziert; wie sehr diese Auffassung dem griechischen Geiste entspricht, wie tief sie in Volksempfinden und Sprache eingedrungen ist, erfuhr ich in Griechenland selbst durch den neugriechischen Sprachgebrauch. Das Wort *καλός* = schön hat allmählich ganz und gar die Bedeutung gut††) erlangt; so daß für den Begriff schön nunmehr ein anderes Wort gefunden werden mußte: *ὡραῖος*, was in Jugendblüte steht. Nach Plato ist Tugend Schönheit der Seele; sie beruht wie alle Schönheit, auch die der Kunst, auf dem rechten Maß; darum ist die *σωφροσύνη*, die *φρόνησις*, die das Maß bewahren lehrt, des Griechen höchste Tugend; sie bekundet sich in Gang und Haltung, Worten und Gebärden, in Beherrschung der Leidenschaften, im Gehorsam gegen die Gesetze des Staats wie die Gebote der Gottheit. Ihr Gegenteil die Maßlosigkeit, die *ὕβρις*, ist der Urgrund aller sittlichen Verschuldung und alles Unheils; sie zeigt sich als Vermessenheit gegen Götter und Menschen im Trotz auf Reichtum, Macht und Glück; doch überhaupt jede Ausschreitung über das Maß, jedes Zuviel, selbst in äußerem Prunk, in Freude und Schmerz ist *ὕβρις*; „alle Kapitel, welche heißen Pflichten gegen Gott, gegen uns selbst, gegen unsern Nächsten, finden in einer griechischen Ethik in dieser einen Vorstellung ihren Einigungspunkt; sie ist der eigentliche Angelpunkt der religiösen Moral der Griechen“***). — Auch für Aristoteles†††), der neben Plato die Philosophie der Folgezeit beherrschte, ist jede Tugend ein Mittleres, ein Maßhalten zwischen zwei Extremen; *μηδὲν ἄγαν* und *μέτρον ἄριστον* bleiben für immer Kernsprüche griechischer Weisheit.

---

*) Auch nach Kant ist das Schöne das Symbol des Guten.

**) Bei Theognis (etwa 540—500 v. Ch.), übersetzt von Geibel. Dagegen singen die häßlichen Hexen in Macbeth: fair is foul, and foul is fair, schön ist scheußlich, scheußlich schön. Bei jedem neuen Hexensabbat der Kunst ertönt aufs neue dieser unmusische, schönheitsfeindliche Gesang.

†) Z. B. im Timäus 87C: Alles Gute ist schön, das Schöne aber darf des Ebenmaßes nicht entbehren; im Krito, Schluß des 8. Kap. u. a.

††) Vgl. die bekannten neugriechischen Grußformen *καλημέρα, καλησπέρα:* guten Tag, guten Abend.

***) Lehrs, Populäre Aufsätze [2], S. 61.

†††) Nik. Eth. II. 5—7.

Wie die Seele mit sich, so muß sie auch mit dem Leibe in Harmonie stehn; erst dadurch wird der Mensch äußerlich und innerlich vollkommen, καλὸς κἀγαθός, das Gute und Schöne, Ethisches und Ästhetisches fallen zusammen und gewinnen sichtbare Gestalt in ihm. — Auch das Wahre ist schön; die Wahrheit eines Dinges beruht auf innerer Einheit und Harmonie, auf Freiheit von entstellenden fremdartigen Bestandteilen; das Unwahre kann nicht schön sein, weder in der Natur noch in der Kunst; die Urbilder der Dinge, die Ideen, die ihr wahres Wesen enthalten, sind zugleich das denkbar Schönste, und auch die Weisheit, die im Wissen der Ideen besteht, gehört zu dem Schönsten*). So schließt das Schöne zugleich das Gute und das Wahre in sich, und alle Bildung vollendet sich in der veredelnden Liebe zum Schönen. —

Wie für den Christen Glaube, Liebe und Hoffnung die drei Kardinaltugenden sind, von denen die Liebe die größte ist und des Gesetzes Erfüllung, so ist für den Griechen das höchste Streben auf die Erkenntnis des Guten, Wahren und Schönen gerichtet und gipfelt in der Liebe zum Schönen**).

Diese wahrhaft künstlerische Weltanschauung im Bunde mit plastisch gestaltender Phantasie war es, welche die Griechen zum begnadeten Volke der Kunst machte, Religion, Kunst und Leben bei ihnen mit schönheitsfreudiger Kraft durchdrang, wie es bei keinem andern Volke der Welt je wieder geschehen ist; durch edle Freiheit und schöne Menschlichkeit erhaben über den knechtischen Geist des Barbaren, genoß der Hellene die Göttergaben seiner Religion und Kunst der Freude und Schönheit; ob er dem Vortrag eines homerischen Gesanges, eines Chorliedes des Sophokles lauschte oder an dem unaussprechlichen Formenreiz des majestätischen Parthenon, des anmutigen Erechtheion, der rührenden Schlichtheit der Grabdenkmäler am Dipylon Auge und Seele erquickte, überall trat ihm Schönheit, Ebenmaß, reine, edle, freie Menschlichkeit entgegen, selbst Leiden, Schicksal und Tod mit wundersamem Zauber verklärend.

Niemals hat Geibel übertriebenem Klassizismus gehuldigt, jederzeit ist er neben dem Hellenen „der Christ und der Deutsche" geblieben; dennoch ist seine ganze Dichtung von diesem Geist der Antike nach Form und Inhalt aufs stärkste beeinflußt, ja geradezu durchtränkt, der sich freilich bei ihm dem christlich germanischen Geiste aufs glücklichste vermählt hat. Maß, Schönheit, reine, edle Menschlichkeit haben seiner Poesie den Stempel der Klassizität, d. h. der äußern und innern Vollendung, aufgedrückt; und wo er in seinen gnomischen Dichtungen Lehren der Weisheit gibt, sittliche oder ästhetische Forderungen aufstellt, spricht sich diese Weltanschauung

---

*) Plato, Symposion 204 B.
**) Plato, Politeia III. 403 C.

am klarsten und reinsten aus, nicht selten glaubt man das μηδὲν ἄγαν und γνῶθι σαυτόν der griechischen Weisen zu vernehmen:

„Halte fest am frommen Sinne,
Der des Grenzsteins nie vergaß!
Alles Heil liegt mitten inne,
Und das Höchste ist das Maß.“*) (II. 129.)

Hüte dich vor Überschreitung der menschlichen Schranken, vor ὕβρις; wahre die σωφροσύνη, das Maß, die ὑγίεια φρενῶν, die Urquelle aller Tugend und Wohlfahrt, des Guten wie des Schönen. —

„Streb' in Gott dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst du stark.
All dein Handeln, Denken, Dichten
Quell' aus einem Lebensmark.

Niemals magst du reinsten Mutes
Schönes bilden, Gutes tun,
Wenn dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn.“**) (III. 71.)

Das Schöne und Gute, aufs innigste verwandt, entspringen derselben Wurzel, dem Glauben an die Gottheit, der die ganze Weltanschauung einheitlich gestaltet und stark macht.

„Bester, du hast ein Gewissen für das, was sittlich und wahr ist,
Warum fehlt es dir, ach, nur für das Schöne so ganz?“
„Nicht bloß wer im Gemüt abstreifte den Zügel der Sitte,
Wer sich des Häßlichen nicht schämt, er ist auch ein Barbar.†)

Also Gewissen für das Schöne, Scham vor dem Häßlichen. — „Opfere den Charitinnen!“ rief der Grieche dem zu, der diese Huldgeschenke der Grazien vermissen ließ und erbitten sollte.

Schon in Athen fühlte sich der junge Dichter von diesem echt griechischen Geiste angeweht. Er betet zur Göttin der Weisheit, der Beschützerin von Burg und Stadt:

„Doch du, Göttin, verleih zu dem Süßen das Maß und die Weisheit,
Gib mir das stille Gemüt, recht zu genießen, dabei.“ (I. 105.)

Er nimmt sich „auf Naxos Traubenklippe“ bei ernster Selbstprüfung vor:

---

*) Vgl. Äschylus' Eum., 528:
Jeglicher Mitte gewährte der Gott die Kraft..
Unfromm Herz zeuget empörenden Stolz,
Doch der Gesinnung
Gesundheit allteuren, allsehnlich erflehten Segen. (Droysen.)

**) Auswahl aus Geibel[3], unter Ethisches und Ästhetisches. S. 154 ff.

†) Auswahl[3], S. 175.

„Im Ölwald Attikas,
Am Strand Homers erringe
Der Schönheit ew'ges Maß,
Daß es dein Lied durchdringe" — (III. 19.)

und bekennt in späterer Rückerinnerung von jener glücklichen Zeit:

„Eins nur kannt' ich als hohe Pflicht,
All mein Sinnen und Denken
Fromm mit jeglichem Morgenlicht
In das Schöne zu senken." (III. 48.)

Bedeutsam für des Dichters ganzes Leben wurde das ernste Gelübde, das er dereinst zu Athen getan, als er zur Zeit des Vorfrühlings am Ilisus die ersten Lenzesblumen pflückte, dankbar seinen Stern preisend, der ihn so früh zu Hellas heiligen Stätten geführt. Es lautet: (V. 96.)

„Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Alten gelehrt,
Und was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.
Also schwur ich mir selbst."

Litzmann, der Jugendfreund Geibels, erzählt, wie der Dichter in den letzten Jahren seines Lebens diese Elegie vorlas*): „Er sprach dies Gelübde mit so tiefer Bewegung, als ob es zum ersten Mal über seine Lippen käme." Die „Elegien" selbst, denen diese Stelle zugehört, die letzte und formvollendetste von Geibels Dichtungen, ja sein ganzes dichterisches Lebenswerk beweist, wie treu er sein Gelübde gehalten hat. Als Greis noch durfte er bekennen:

„Nur, was von je die Blume meines Wesens war,
Die tiefe Sehnsucht nach dem Ewigschönen blieb mir stets getreu." (VIII. 30.)

So hätte auch Plato sprechen können, der diese Sehnsucht nach dem Ewigschönen — die Liebe nennt.

Daß diese Liebe zum Einfach-Schönen, rein Menschlichen, zu Maß und Klarheit**) in Form und Inhalt in Geibels Dichtungen allüberall zum Ausdruck kommt, wer könnte es bezweifeln? und wer wollte noch beweisen, was niemand bezweifelt? Jede Seite, ja jede Zeile seiner Dichtungen, gibt davon Zeugnis, ohne daß diese jemals seelenlosen Wohlklang böten wie zuweilen Platens oder technische Virtuosenstückchen wie Rückerts Verse, in denen uns dennoch Freiheiten und Härten aufstoßen, die man bei Geibel vergeblich suchen würde. Nichts Erkünsteltes, Gesuchtes finden

*) Litzmann, E. Geibel, S. 251.

**) Vgl. Schiller „Griechheit":
„Griechheit, was war sie? Verstand und Maß und Klarheit!"

wir bei ihm, sondern die natürliche Grazie des schmucklos Schönen, wie bei Goethe, bei Mozart*), und „der Adel der Form fließt aus dem Adel der Seele“**).

Geibel besaß von Natur ein ganz ungewöhnliches Sprach- und Formtalent, das schon auf der Schule Aufsehen erregte, später durch höchste Leichtigkeit, in Versen zu improvisieren, sich oftmals glänzend bekundet hat; durch fortgesetztes Studium der Alten erlangte er die Meisterschaft; „das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt“ (I. 107); doch durfte er von sich rühmen: „Die Feile des Künstlers braucht ich mit Fleiß“ (IV. 40). Ja er sieht „das Merkmal des wahren Dichters in der Fähigkeit zu korrigieren.“ „Hübsche poetische Einfälle hat auch der Dilettant; aber nur der Dichter ist imstande, den guten Einfall in ein Kunstwerk umzuwandeln... Ohne diese strenge ernste Arbeit am eigenen Werke bleibt auch der Reichstbegabte am letzten Ende in seiner Kunst nur ein Stümper“†).

Wie Geibel die jüngeren „Münchner Dichter“, Paul Heyse, Lingg, Dahn, J. Große, Leuthold u. a., unter denen er wie ein König und Priester seiner Kunst dastand, zu gleicher klassischer Kunstvollendung angehalten, haben diese selbst vielfach bekannt. So rühmt Julius Große††): „Wenn die Zucht strenger Formschönheit, Wohllaut des Ausdrucks, durchsichtige Klarheit und reine ungebrochene Charakterzeichnung, weiter die Verbannung alles Phrasenhaften und Tendenziösen gleichsam das Schibboleth der Münchner Schule geworden, so hat sie dies niemand anderem zu verdanken als Emanuel Geibel.“

Mit gutem Humor hat Felix Dahn***) diese Erziehung der Münchner Dichter zu klassischer Formvollendung in einer poetischen Epistel an den Altmeister behandelt, die auch darum von Interesse ist, weil sie zeigt, daß Geibel im Leben keineswegs der sanfte Troubadour war, den viele nach seinen formschönen Versen in ihm vermuten und gerade darum nicht lieben,

---

*) Vgl., was Geibel „In das Mozartalbum“ eintrug:
„Mag die Welt vom einfach Schönen
Sich für kurze Zeit entwöhnen,
Nimmer trägt sie's auf die Dauer,
Schnödem Ungeschmack zu frönen...
Und mit Wonne lauscht sie wieder
Goethes Liedern, Mozarts Tönen.“ — (IV. 85.)
„Einfach Schönes gefällt heut, wie es gestern gefiel.“ Aus dem Nachlaß, S. 274.

**) Wilhelm Scherer, Gedenkrede auf E. Geibel, S. 11.

†) Litzmann, E. Geibel, S. 246.

††) E. Geibel; ein Gedenkbuch, S. 171.

***) E. Geibel; ein Gedenkbuch, S. 289.

vielmehr — was auch seine Heroldsrufe und Kriegslieder ahnen lassen — eine überaus temperamentvolle, feurige Kraftnatur. Da heißt es:

„Wie schaltest du in München
Auf handwerkmäßig Tünchen!
Dem Falschreim wurde höllenangst,
Dem Flickwort bange, bänger, bangst:
„Was?“ — hörte man dich dröhnen,
„Hiatus? Elisionen?
Könnt ihr's nicht abgewöhnen?
Schock Schwere Not Schwadronen!
Poeten wollt ihr heißen?
Mit Knüppeln sollt' man schmeißen!“

Hätte der Dichter mit der gleichen Urkraft und Donnergewalt, mit der er als Juppiter tonans — so nannten ihn die Freunde — im Gespräche seine Überzeugungen zu verfechten liebte *), in seinen Dichtungen dreingeschlagen, sicher wäre er dann dem oft erhobenen Vorwurf übergroßer Zartheit und mangelnder Kraft entgangen, sein Dichtergelübde, im Liede wenigstens „stets das geheiligte Maß zu wahren“, hätte er verletzt. — Doch sollte nicht auch für ihn Goethes Wort **) seine Geltung behalten:

„Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor?“

Wichtiger als die Form pflegt den germanischen Völkern der Gehalt des Kunstwerks zu sein, während die Romanen bekanntlich auf jene größeren Wert legen. Geibel hält Form und Inhalt für gleichwertig und ihre innige Vermählung für das Kennzeichen des wahren Kunstwerks — ganz im Sinne der Alten:

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.“ (II. 118.)

Auch an den Inhalt des Kunstwerks stellt er die höchsten Anforderungen, vor allem den der künstlerischen Wahrheit: „Wahrheit setzt sich zum Z ele die Kunst“, (V. 35), doch keineswegs bloße Nachäffung des Wirklichen mit allen Zufälligkeiten:

„Weil in den Lauf des Gedichts du stets Zufälliges aufnimmst,
Wie sich's im Leben begibt, rühmst du dich wahrer zu sein?
Ei, so rühme den Maler doch auch, der, weil du am Zahnweh
Jüngsthin littest, getreu mit der Geschwulst dich gemalt.“ (V. 34.)

Die pedantisch genaue Wiedergabe der Wirklichkeit mit allen ihren Zufälligkeiten ist nicht, wie die Naturalisten meinten, der Gipfel echter

---

*) Vgl. die köstliche Anekdote, die Gaedertz, a. a. O. S. 187 mitteilt.

**) Vier Jahreszeiten 93.

Poesie, sondern ist — Prosa, ergibt auch oft nicht wahre Bilder des Lebens, sondern Zerrbilder, in der Dichtung wie in der Malerei. Den gleichen Gedanken behandeln folgende Distichen, die auch in das oft völlig mißverstandene und darum geschmähte, doch notwendige und von allen echten Künstlern geübte Verfahren des Idealisierens*) einen tieferen Einblick gewähren:

„Was doch heißt Ideal, als das Wirkliche, das sich zur Wahrheit
Aus des Künstlers Gemüt wiedergeboren erhöht?
Was zufällig allein, gor aus; doch es blieb das Besondre,
Wie sich der Traube Natur stets noch im Wein dir verrät."**) (V. 35.)

Nach diesen künstlerischen Grundsätzen behandelt Geibel die Stoffe, die ihm Natur und Menschenleben, Vergangenheit und Gegenwart darbieten, und indem er die Wirklichkeit zu künstlerischer Wahrheit läuterte, „das Einzelne zur allgemeinen Weihe rief", zugleich alles Unechte, Halbwahre, Blendende grundsätzlich verschmähte und stets nach dem höchsten Ziele der Kunst rang, hat er — natürlich in den Grenzen seiner Begabung — Bleibendes geschaffen, was wie die Werke der Alten „über der Laune des Tages steht". Geibel gehört nicht zu unsern größten Dichtern, wohl aber in jedem Sinne zu unsern Klassikern.

Ob er nun in jungen Jahren Lenz und Liebe, Wein und Wanderlust besingt oder, älter geworden, religiöse, patriotische, künstlerische Zeit- und Streitfragen behandelt, stets finden wir Maß, Geschmack, besonnen abwägendes Urteil, reife Weisheit in seinen dichterischen Offenbarungen; ja er sieht — ganz im Geiste der Alten — den Beruf des Dichters als den eines gotterfüllten Propheten, eines vates an und verlangt:

„Dem Dichter sei der Blick des Sehrers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten...
Nur, wenn er in sich trägt das M a ß d e r D i n g e,
Gebührt es ihm, daß er die Dinge schlichte...;
Und was er singt, ist wie die Weltgeschichte." (II. 104.)

Eine besonders reiche Quelle echter Weisheit fließt offen und leicht

---

*) Vgl. Goethe: Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke, und Einleitung in die Propyläen (Hempel, S. 20): „Der echte, gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht." Damit stimmt völlig überein Schillers Rezension über Bürgers Gedichte und besonders: Über den Gebrauch des Chors in der Tragödie. Anschaulich und überzeugend weist das Verfahren der Künstler alter und neuester Zeit an Abbildungen nach L. Volkmann: Naturprodukt und Kunstwerk. 2. Aufl. 1903.

**) „Die Kunst verhält sich zur Natur wie der Wein zur Traube." Grillparzer. Cotta, Bd. 15, S. 30.

zugänglich in seinen gnomischen Dichtungen, zahlreichen Distichen und Sprüchen, die zusammengestellt*), ähnlich wie Freidanks Bescheidenheit, eine kleine weltliche Bibel ergeben würden.

Daß auch Geibels Dramen nach Form und Inhalt das Studium der Antike bekunden und, wenn es dem Dichter auch an eigentlicher dramatischer Kraft und Urgewalt fehlte, wenigstens seine Gestalten durch echte Menschlichkeit, innere Wahrheit in Leidenschaften und Handlungen uns tiefer zu interessieren vermögen, ließe sich nur in einer besondern Arbeit nachweisen. Hier sei nur ein Beispiel statt vieler gegeben — aus Geibels Brunhild, die man oft zugunsten von Hebbels Nibelungen unterschätzt hat. Es ist keine Frage, daß Hebbel an knorriger Kraft und Wucht der Sprache und Gedanken Geibel überlegen ist, wohl auch an dramatischer Begabung überhaupt; aber welche Fülle von maß- und sinnlosen Übertreibungen**), psychologischen Unmöglichkeiten†) finden sich in diesem, wie in manchen seiner andern Dramen, die Geibels feinerer Geschmack niemals begehen konnte. Auch Geibels Brunhild fehlt es wahrlich nicht an Walkürenkraft und Wildheit, seinem Siegfried nicht an urwüchsigem Heldentum, aber weise hat der Dichter die Unmöglichkeiten der epischen Überlieferung ins Menschliche gemildert, statt sie wie Hebbel ins Gigantische, ja Groteske zu steigern. So läßt er Siegfried nicht unsichtbar im Sprunge König Gunther durch die Lüfte tragen, sondern ihn einfach in Gunthers mächtig anschwellender Rüstung kämpfen. Wunder und Übertreibungen, die man wohl im naiveren Heldenepos, nicht aber auf der Bühne sich gefallen läßt, werden bewußt gemieden, das Menschlich-Wahre, psychologisch Denkbare dagegen mit feiner Seelenkunde als Triebfeder der Handlung benutzt und aus einem einzigen starken Leidenschaftsmotiv, Brunhilds verschmähter Liebe, die ganze Handlung entwickelt. Bei einem früheren Besuch des Recken auf ihrer Nordlandsinsel wurde sie von leidenschaftlicher Liebe

*) Ein Anfang dazu ist gemacht in meiner Auswahl aus Geibels Gedichten, 3. Aufl. 1911, S. 154—192.

**) Da schleudert Siegfried den mächtigen Stein mit solcher Kraft, daß er, alle Ziele überfliegend, durch die Burgmauer ein Loch, groß wie ein Fenster, schlägt und in den Rhein stürzt; der Lindwurm gleicht dem zackigen Rücken einer Hügelkette, einem felsigen Gebirge eher als einem Tier; Dietrich von Bern reißt, um einen Spötter zu strafen, eine starke Eiche aus (!) und legt sie ihm auf den Rücken, so daß er unter ihrer Last zusammenknickt u. a. m.

†) Besonders in „Herodes und Mariamne“; vgl. dazu, was Lessing in der Hamburger Dramaturgie an Corneilles Rodogune tadelt (Stück 30—32). — Den renommistischen Übermenschen Holofernes hat schon der alte Nestroy in Wien grausam parodiert: „Ich möcht' mich einmal mit mir selbst zusammenhetzen, nur um zu sehn, wer der Stärkere is, ich oder ich.“

für ihn erfaßt, weil er der einzige Mann war, zu dem sie emporsehen konnte, der einzige ihr an Kraft und Kühnheit überlegene Held; er dagegen bekennt:

„Was gilt am Weib mir Heldentum? Beim Thor!
Das hab ich selbst, und neubegierig wohl
Bestaunen kann ich's; aber lieben? — Nie!...
Der Zauber holdbedürftger Weiblichkeit,
Das ist es, was mich an Kriemhilden bannt."

Die Scene (III. 4), wo er dies vernichtende Bekenntnis Brunhild ins Gesicht schleudert, ist psychologisch ebenso wahr, wie dramatisch überwältigend.

Wohl oder übel mußte es sich Geibel gefallen lassen, daß gerade diese schlichte Menschlichkeit seiner dramatischen Gestalten wie die Formvollendung seiner lyrischen Dichtungen ihm als Mangel an Kraft und Eigenart angerechnet wurden, Vorzüge also als Fehler, wie Aristides seine Gerechtigkeit. — Wenn sich Maßlosigkeiten wüster Leidenschaft bei ihm fänden, Orgien einer ungezügelten Phantasie oder krankhaft überreizter Nerven, grelle Cynismen im Ausdruck, wie sie in modernen Dramen, besonders auch Griechendramen, nicht selten sind, die hätte ihm der Zeitgeschmack gern zugute gehalten, ja darin wohl gar Beweise von Kraft und Originalität gesehn. Davor hat ihn sein durch Studium der Antike gebildeter Geschmack bewahrt und ihm so freilich den Beifall des Tages und der Menge entzogen, ihn jedoch zum Erzieher unseres Volks und besonders der Jugend zu Schönheit, Maß und reiner Menschlichkeit berufen, dessen Werke ihre veredelnde Wirkung noch behalten werden, wenn zahllose Größen des Tages längst vom Strome der Vergessenheit verschlungen sind.

Worin Geibel das Wesen des Griechentums sah, was er selbst von ihm an sich erfahren hat und für alle Zeiten erwartet, hat er nirgends schwungvoller ausgesprochen als in dem Bruchstück eines „Frühlingshymnus", mit dem ich schließe:

So denk' ich dein zuerst im Totenfeld,
Mein Hellas, blühend Jugendland der Welt,
Wo unter sel'gem Himmel ohne Neid
Der Baum emporwuchs holder Menschlichkeit;
Wo wie im Busen der gewölbten Laute
In jeder Seel' ein tiefer Wohllaut schlief,
Wo jede Trauer den Altar sich baute,
Und jede Lust nach ihrem Gotte rief;
Du heilig Land, an dessen Sonnenküsten
Die Schönheit stieg, da sie das Meer gezeugt,
Und dessen Kinder sie an Götterbrüsten,
Die jungfräuliche Amme, groß gesäugt.

Ja sie, die Göttin, war's, die ihre Weihen
Verschwend'risch ausgoß auf die Säulenreihen,
Von der ein Schimmer auf des Kindes Spiel
Wie auf die braune Stirn des Helden fiel;
Ihr Walten war's, wenn an Alphëus' Strand
Im Staub der Rennbahn, hoch vor allem Volke,
Der Rosselenker auf dem Wagen stand,
Dem jungen Phöbus gleich in seiner Wolke, —
Ihr Walten, wenn der tote Marmorstein
Errötend in das Leben jauchzt' hinein;
Wenn, ein Gewitter, von des Redners Stuhle
Der heil'ge Eifer zürnend sich ergoß,
Und wenn im Ölwald vor der frommen Schule
Ein hold Gespräch von weiser Lippe floß;
Ihr Walten war's, wenn bei den Thermopylen,
Den Helm bekränzt, im frohen Festgewand,
Das Auge lächelnd die Dreihundert fielen,
Ein freudig Opfer für das Vaterland;
Wenn dann, von solchem Segen übervoll,
Ein großes Lied aus trunkner Seele quoll,
Und, während andachtsvoll die Menge lauschte,
Von selbst der Lorbeer in die Strophen rauschte.
Und doch versunken? — Ja. Die Form zerbrach,
Da länger nicht der Geist den Segen sprach,
Da dein Geschlecht im Fieber der Partein
Den heißen Stahl in Bruderblute kühlte,
Und frech mit ihm dein eigen Herz durchwühlte;
Da zogen aus die Götter — Philipp ein.
Dein Genius aber sang sein Schwanenlied
Im Donner des Demosthenes und schied.

Doch nicht für alle Zeiten. Nein, o nein!
Mein Hellas, du bist unser, du bist mein.
Jung und unsterblich schreitet deine Sage
Mit blüh'nden Lippen noch durch unsre Tage;
Allüberall, wo Großes soll erstehen,
Geht von dir aus ein schöpferisches Wehen;
Dem Künstler bist du, bist dem Sänger nah,
Und wie dereinst aus goldnem Henkelkruge
Die königliche Maid Nausikaa
Den Dulder tränkt' auf seinem Wanderzuge,
So tränkst du, will's in unsern Brunnen fehlen,
Mit Schönheit und mit Freiheit*) unsre Seelen,

---

*) „Wahrheit, Freiheit, Schönheit sind die nur von grauer Theorie beanstandeten Begriffe, die sich immer wieder auf unsere Lippen drängen, wenn wir nach den Eigenschaften fragen, denen die griechische Kunst ihre Weltherrschaft verdankt.“ Karl Wörmann, Geschichte der Kunst aller Zeiten und Völker.

Mit jener Freiheit, welche Plato zeugt,
Für die geblutet Aristides' Wunden,
Die groß und still sich vor den Göttern beugt,
Weil sie das Göttlichste, d a s M a ß , gefunden.



Inhaltsübersicht.